This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

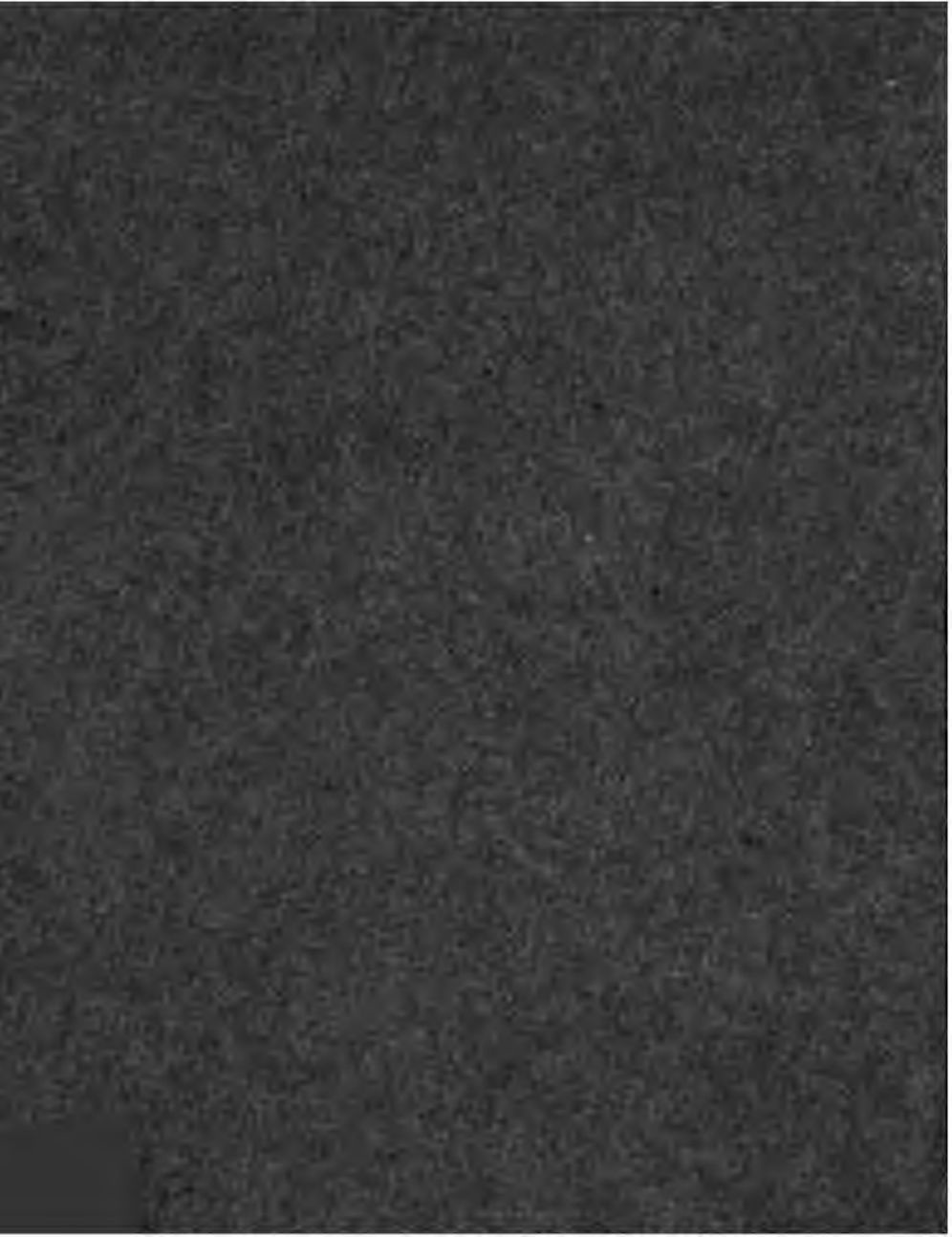
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07584064 9

Schicksal und Wille



Schicksal und Wille

Ein Versuch über Henrik Ibsens Weltanschauung

Eins begehrt ein Mann allein:
Bahn frei! Ganz er ſelbſt zu ſein. —
Mag er alles ſonſt entbehren,
Dies Recht ſoll ihm keiner wehren

Ibſen, Brand

Schickſal und Wille

Ein Verſuch über
Henrik Ibſens
Weltanſchauung

Von

Dr. Wilhelm Herrik

PUBLIC
LIBRARY

München 1906
C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
378127
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1907 L

Kleine Bücher über Fragen des Lebens

Dr. Wilhelm Hans: Schickſal und Wille
Johanna Pirſcher: Wachstum
Ludwig von Schlözer: Inneres Leben

Die Sammlung wird fortgeſetzt

C. H. Beck'ſche Buchdruckerei in Nördlingen

Als ein Vernichter, ein Zerstörer, ein Leugner der Ideale, als ein Pessimist, so erscheint den meisten der große Norweger Henrik Ibsen. „Aber es gibt eine Art zu verneinen und zu zerstören, welche gerade der Ausfluß jener mächtigen Sehnsucht nach Heiligung und Errettung ist.“ Dieses Wort Nietzsches in seiner unzeitgemäßen Betrachtung über „Schopenhauer als Erzieher“, es gilt zweifellos auch von Ibsen. Ein Unzeitgemäßer ist auch er, aber nicht, weil er der Vergangenheit, sondern weil er der Zukunft angehört. Er haßt die alten Ideale, weil er neue in seinem Innern sich regen fühlt. Er reißt das Alte nieder, damit ein Neues in größerer Schönheit und Herrlichkeit entstehen kann. Er legt die Axt an die Wurzel ehrwürdigen Herkommens, auf daß junge, triebkräftige Sprößlinge Entfaltungsfreiheit gewinnen.

Eine „Umwertung der Werte“ vollzieht sich auch in

seinem Innern, er sieht seine Gefühle und Gedanken nicht mehr im Einklang mit dem, was die Allgemeinheit glaubt, fühlt, denkt. Er ist daher wie Nietzsche ein Einsamer. Aber eine Stimme in seinem Innern verkündet ihm, daß er der Bringer neuer Wahrheiten, der Schöpfer neuer Werte ist. Darum leidet er zwar aufs tiefste an der Einsamkeit, an dem Widerspruche mit seinem Volke und seiner Zeit, aber er bleibt sich selbst treu. Er erfüllt die Forderung, die ihm als die oberste erscheint, die der Treue und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Ein Ringender, Suchender und darum Leidender ist Ibsen. Denn „Recht sich nehmen zu neuen Weiten — das ist das furchtbarste Nehmen für einen tragsamen und ehrfürchtigen Geist." (Nietzsche.) Er ist ein Übergangsmensch, er ist des Neuen noch nicht froh, noch nicht sicher geworden. Die Freiheit und Wahrheit sind es, für die Ibsen kämpft, Freiheit für die Entfaltung der Persönlichkeit und Wahrheit im Verhältnis zu anderen und gegen sich selbst. — All die schweren Probleme, die unserer Zeit der Zersetzung der alten Ideale den Denkenden stellt, die hat freilich auch Ibsen nicht endgültig gelöst, aber er hat tapfer mit ihnen gerungen, er ist ihnen ernsten und festen Willens auf den Grund gegangen, hat uns vielleicht der Lösung

näher geführt. Sein Ringen, sein Kämpfen, sein Leiden und Suchen kann uns Geringeren daher ein vorbildliches, er kann uns „Erzieher" sein. Vieles, was auch wir unbewußt empfanden, was auf dem dunklen Grunde unserer Seele schlummerte, das hat er als erster zu vollem bewußtem Leben erweckt, indem er es selbst stärker erlebt, tiefer empfunden, klarer geschaut und vor allem groß dargestellt hat. Darum muß, glaube ich, jeder, der sich heute eine Weltanschauung aus eigenem aufbauen will, sich in Ibsens Gedankenwelt vertiefen.

Ibsen will uns Führer und Vorkämpfer sein. Vertrauen wir uns einmal seiner Führerschaft an! Möglich, daß er uns nicht auf den Gipfel des Berges führt, möglich auch, daß er uns vom rechten Wege abführt, möglich, daß wir ihn auf halbem Wege verlassen und selbständig ohne ihn fortschreiten werden, aber sicher wird er uns in Gegenden führen, wo wir Neues erschauen, Ungeahntes erblicken, und die Wanderung wird uns erfrischen, stärken. Kraft und Mut freilich muß der Wanderer mit auf den Weg nehmen. Denn der Dichter führt uns auch steinige und steile Wege, an schwindelnden Abgründen vorbei. Ein Lockruf, diese Wanderung zu versuchen, das soll diese Schrift sein.

Daß alle ernsten Wahrheitssucher unserer Zeit Ibsen ganz kennen lernen, als Charakter, als Künstler und als Denker, das ist mein Wunsch, und ich glaube, bei vielen wird aus der Bekanntschaft eine Freundschaft werden.

Jeder wahrhaft große Dichter besitzt eine individuelle, persönliche Weltanschauung. Mag sie noch so beeinflußt sein von den herrschenden Ideen seiner Zeit, seines Volkes, seiner Religion, diese erfahren doch in seinem Kopfe eine seiner persönlichen Eigenart sich anpassende Umbildung, seine schöpferische Phantasie erzeugt notwendig ein besonderes Bild von dem Weltzusammenhang. Verschieden stark freilich prägt sich die Weltanschauung eines Dichters in seinen Werken aus, verschieden klar ist sie für uns in ihnen erkennbar.

Leicht erkennbar ist sie bei einem Tolstoi, in dem der Prediger den Künstler überwunden hat, der selbst seine Gedanken mit möglichster Klarheit auseinandersetzt, um die Menschen für seine Lebensauffassung zu gewinnen, schwer dagegen bei einem so realistischen Dramatiker und einer so einsamen scheu in sich verschlossenen Natur wie Ibsen. Ibsen verhüllt fast stets seine eigene Meinung

in seinen Werken; streng vermeidet er Sentenzen in seinen Dramen, läßt die Personen nur reden, wie es ihren Charakteren und der Situation entspricht. Man kann daher nie mit Bestimmtheit behaupten, diese oder jene Worte aus seinen Dramen enthielten die Ansicht des Dichters. Als man in einzelnen Aussprüchen in den „Gespenstern" Ibsens eigene Gedanken erkennen wollte, verwahrte er sich selbst ausdrücklich dagegen:

„Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, daß er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. Nichts aber würde in höherem Maße dieser Absicht entgegenarbeiten, als wenn Ansichten des Autors dem Dialog einverleibt würden." (Brief v. 6. Jan. 1882.)[1])

Aber die Menschen in seinen Dramen, sie sind doch häufig nach seinem eigenen Bilde geschaffen. Vielen seiner männlichen Charaktere hat er seine eigene geistige Physiognomie gegeben, seine eigene Seele eingehaucht. Freilich kommt in ihnen oft nur eine Seite von Ibsens Wesen zum Ausdruck, ja es tragen häufig in ein und demselben Drama die verschiedenartigsten Charaktere Züge ihres Schöpfers, in den „Kronprätendenten" hat er sowohl zu

[1]) Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache, Berlin, S. Fischer, X, 309.

Hakon wie zu Skule, in den „Gespenstern“ zu Gregers Werle wie zu Relling selbst Modell gestanden. Ähnlich hat ja auch Goethe im Antonio sowohl wie im Tasso, in Faust so gut wie im Mephisto Züge des eigenen Wesens verkörpert. Das Wort des Bildhauers Rubek:

„Ich hab' im Grund immer nur ein einziges Modell gehabt. Ein einziges — für alles, was ich geschaffen habe.“ („Wenn wir Toten erwachen“ I.)[1])

paßt auch auf Ibsen. Die Gefühle, die die Menschen seiner Dramen empfinden, die Erlebnisse, die sie erfahren, die Kämpfe, die sie durchmachen, die Probleme, mit denen sie ringen, es sind Gefühle, wie sie im Dichter selbst wohnen, Erlebnisse, wie sie ihn selbst ergriffen, Kämpfe, die seine eigene Brust durchtobt haben, Probleme, die er selbst zu lösen versucht hat.

„Teils hab' ich das gestaltet, was blitzartig und in meinen besten Stunden nur sich lebendig in mir geregt hat als etwas Großes und Schönes. Ich habe das gestaltet, was sozusagen höher gestanden hat als mein tägliches Ich, und habe es darum gestaltet, um es vor mir und in mir selbst festzuhalten. Aber ich habe auch das Entgegengesetzte im Gedicht gestaltet, das, was der nach

[1]) I, 193.

innen gewandten Betrachtung wie Schlacken und Bodensatz des eigenen Wesens erscheint.

In diesem Fall ist Dichten mir gewesen wie ein Bad, bei dem ich das Gefühl hatte, ich ginge reiner, gesunder und freier daraus hervor. Ja, meine Herren, keiner kann dichterisch darstellen, wofür er nicht bis zu einem bestimmten Grad und wenigstens in gewissen Stunden das Modell in sich selbst gehabt hat." (Rede am 10. Sept. 1874.)[1])

Ibsen ist einer der persönlichsten Dichter, die je gelebt haben. Ich kenne außer Goethe keinen, der so wie Ibsen nur das dichterisch gestaltet hat, was sein eigenes Innere bewegt und erregt hat. Allen seinen Dichtungen liegt ein persönliches Erlebnis zu Grunde, so schwer es auch oft hinter der realen Wirklichkeit, die sich in dem fertigen Werke entfaltet, noch zu entdecken ist. Er hat es selbst öfter betont, daß ihm nur das zur Dichtung wird, was er „durchlebt" hat, d. h. ein Erlebnis, das ihm zum Ereignis geworden ist, muß in seiner vollen Bedeutung ihm erst durch Denken klar geworden sein, bevor er es zum Gegenstand seines poetischen Schaffens macht. Derselbe Prozeß aber erzeugt zugleich auch seine Weltanschauung, die ebenso persönlich, ebenso rein aus seiner Individualität

[1]) X, 454.

herausgeboren ist wie seine Dichtung. Freilich nicht aus einem Drama, sondern nur aus dem gesamten Werk, das jetzt in deutscher Ausgabe in zehn stattlichen Bänden vor uns liegt, können wir die Lebensanschauung dieses tiefen nordischen Grüblers erschließen. Es stehen uns außer den Dramen Gedichte, Abhandlungen, Reden und Briefe zur Verfügung. In diesen müssen der Natur der Sache nach die persönlichen Gefühle und Gedanken Ibsens deutlicher zum Ausdruck kommen. Aber auch in ihnen zieht der Dichter nur selten den Schleier von seinem Innern, nur selten läßt er uns einen Blick hineintun, der auch die dunkelsten Tiefen erhellt. Ibsen ist ein schlechter Briefschreiber, er schreibt selten, und meistens sind seine Briefe kurz und verraten herzlich wenig von den inneren Erlebnissen und den Anschauungen des Schreibers. Der größte Teil von ihnen sind Geschäftsbriefe im weiteren Sinne des Worts. Fast nur, wenn ein heiliger Zorn ihm die Feder in die Hand drückt, erfahren wir etwas von den Vorgängen in seinem Innern. Ibsen prunkt nicht mit Gefühlen, sondern verbirgt sie keusch und schamhaft vor fremden Augen. Denn er weiß: Nur selten läßt ein Gefühl, das man offenbart, in einem anderen Herzen ganz dasselbe Gefühl mitschwingen. Er posaunt seine

Gedanken nicht in die Welt, weil er fühlt: Völlig werde ich von keinem Mitmenschen verstanden. Denn das Wort gibt den Gedanken nie ganz adäquat wieder, eine voll befriedigende Mitteilung ist auch beim besten Willen auf beiden Seiten nicht möglich, da zwei Menschen nie ganz gleichgeartet sind.

„Was ich aus meinem wirklichen Innerrn heraus zu sagen hatte, erhielt immer einen falschen Ausdruck, und da ich das selber recht gut fühlte, schloß ich rings um mich ab." (Brief vom 3. Dez. 1865.)[1])

Ibsen gleicht darin dem Skalden Jatgeir in den „Kronprätendenten", zu dem Skule sagt:

„Sitzest du inmitten des Schwarmes bei lustigem Gelag, so ziehst du Mantel und Wams über jeden deiner Gedanken — ist man allein mit dir, so erscheinst du einem zuweilen als der Mann, wie man ihn sich zum Freunde wählen möchte."

Jatgeir antwortet darauf:

„Ich hab' eine schamhafte Seele; deshalb entkleide ich mich nicht, wenn viele in der Halle sind." („Kronprätendenten" IV.)[2]) Auf diese Stelle bezieht sich Ibsen

---

[1]) X, 44. [2]) III, 298.

in einem Brief vom 16. Sept. 1864: „Ich habe etwas von dem Skalden in den „Kronprätendenten“ an mir: ich bringe es nie recht über mich mich ganz zu entkleiden. Ich habe die Empfindung, daß mir in den persönlichen Beziehungen nur ein falscher Ausdruck für das zu Gebote steht, was ich im tiefsten Innern trage und was eigentlich mein Ich ist. Deshalb ziehe ich es vor, es zu verschließen.“ [1])

Es sind nicht viele Probleme, die Ibsens Denken beschäftigen, aber ist einmal ein Problem in seinem Innern aufgetaucht, so läßt es ihn nicht wieder los, es zeigt sich ihm stets von anderen Seiten. Er erfaßt es in seiner ganzen Tiefe und denkt es mit ungeheuerem Ernste durch. Selten kommt er zu endgültiger Lösung, meist nagt der Zweifel die Fäden des Netzes an irgend einer Stelle auf und er müht sich aufs Neue sie wieder zu knüpfen. Die Stellung des Menschen zur Um- und Mitwelt ist der Mittelpunkt des Ibsenschen Denkens. Als eine echt

[1]) X, 30.

nordische ist Ibsen eine ethische Natur. Der Wille ist ihm die wichtigste Kraft des Menschen.

Als Ziel alles menschlichen Strebens nennt Brand

„des Willens Reinheit,
des Glaubens Kraft, des Geistes Einheit —
Ein Opfermut, der, furchtgestählt,
mit Jubel selbst das schwerste wählt."

(Brand V.)[1])

Rosmer will alle Leute zu Adelsmenschen machen, dadurch, daß er die „Geister frei macht und den Willen läutert". („Rosmersholm" I.)[2])

Ibsen ist eben selbst eine Willensnatur. Konsequenter, unerschütterlicher, fester Willen, der den Kampf auch gegen die ganze Welt aufnimmt, der sich aber auch selbst beherrscht und sich Entsagungen und Opfer auferlegt, den besitzt Ibsen selbst. Darum verlangt er ihn auch bei anderen. Charakterfestigkeit, „wahr und treu zu bleiben im Verhältnis zu sich selbst", das ist des Dichters vornehmstes Gebot.

Ibsens Ethik aber ist autonom, nicht von außen tritt die sittliche Forderung an den Menschen heran, aus seinem eigenen Innern steigt sie gebietend empor. Ibsens Ethik fußt nicht auf einer Metaphysik. Denn alles Meta-

[1]) IV, 180. [2]) VIII, 30.

physische ist dem Dichter ein dunkles Rätsel, dessen Lösung dem Menschen versagt ist. Ibsen ist Skeptiker, er schwört auf den Satz: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.“ Denn Ibsen ist eine auch gegen sich selbst so grausam wahrhaftige Natur, daß er die Grenzen des Wissens, des Erkennens nicht nur einsieht, sondern auch eingesteht, so schmerzlich dem Wissensdurstigen dieses Geständnis auch ist.

„Schwindeltiefe Rätselnächte,
Wer Euch je zum Reden brächte!“[1])

ruft Brand aus. Verzweiflung über das Nichtwissenkönnen atmet das Gedicht „Der Bergmann“.

„Damals als ich niederstieg
Glaubt' ich noch, ein Kind, an Sieg,
Glaubte, daß der Rätsel Fülle
Abgrundgeisterwort enthülle. —

Noch hat keiner mich belehrt
Über das, was mich verzehrt,
Noch kein Blitz die Nacht durchschossen,
Der die Tiefen hätt' erschlossen.“[2])

In Olaf Liljekrans klagt Alfhild:

„Manch Rätsel wollt' ich erschlossen sehn.
Doch narrten sie mich gleich den Sternlein im Wasser,
Wurden immer dunkler, je mehr ich wollt' verstehn.“
(Olaf Liljekrans I, 12.)[3])

[1]) „Brand“ V, IV, 41. [2]) I, 16. [3]) II, 253.

Ibsen glaubt nicht an die Allmacht des Verstandes, er weiß, es gibt Dinge, die der Verstand nicht begreifen kann, Dinge, die sich nicht erklären lassen.

„Keines Hoffnungsmorgens Schimmer,
Tiefe, tiefe Nacht auf immer!"
(„Der Bergmann".)[1])

Es geht ihm mit vielen Problemen und Erscheinungen so wie dem Doktor Wangel in der „Frau vom Meere" mit dem Problem des übermächtigen Einflusses, den der Fremde auf seine Frau ausübt. Auf die Frage Arnholms:

„Wie erklären Sie denn nun eigentlich die Macht, die dieser Fremde auf Ihre Frau ausübt?"

antwortet Wangel:

„Die Sache dürfte Seiten haben, die sich nicht erklären lassen."

Arnholm: Etwas, was an und für sich unerklärlich ist, meinen Sie? Absolut unerklärlich?

Wangel: Jedenfalls unerklärlich bis auf Weiteres.

Arnholm: Glauben Sie denn an so was?

Wangel: Ich glaube nicht, ich bestreite nicht. Ich weiß nur nichts, deshalb laß ich es dahingestellt sein!

(Frau vom Meere IV.)[2])

In „Kaiser und Galiläer" sieht Julian hinter allen Dingen ein Geheimnisvolles, das ihr eigentliches Wesen ausmacht, ihren Kern, während uns nur die Schale erkennbar ist.

[1]) I, 16. [2]) VIII, 188.

Julian: „Doch über mir in der unendlichen Wölbung, die vorher mir leer erschienen, — da war das Leben, da gestaltete es sich in unsichtbaren Formen, und die Stille nahm Töne an — da ward mir die große, erlösende Erkenntnis.
Gregorius: Was für eine Erkenntnis meinst du?
Julian: Was ist, ist nicht; und was nicht ist, ist.“
(„Kaiser und Galiläer“ I, 3.)[1])

Ibsen glaubt an ein geheimnisvolles Reich der Dinge an sich, das der Welt der Erscheinungen zu Grunde liegt, aber nicht klares Wissen, nur dunkles, traumhaftes Ahnen führt in dieses Reich hinein. Ibsen ist nicht nur Skeptiker, er ist ebensogut Mystiker, Romantiker. Freilich hält er Ahnungen nie wie die Romantiker für prophetisches geniales „Hellsehen“, sondern nur für subjektive Deutungen eines Unerklärbaren. Daß die Ahnungen nie Gewißheit werden, das ist es gerade, was ihn quält. Der Zweifel ist die Tragik in Ibsens Leben. „Mein Leben ist gewesen wie eine lange, lange Passionswoche.“ (Rede am 13. April 1898.)[2])

Er besitzt nicht die Selbstgewißheit eines Propheten, nicht die Siegestrunkenheit eines Nietzsche, der seine neue Ethik mit Fanfarentönen in die Welt hinausschmettert von der einsamen Höhe aus, auf der er steht, unbekümmert

[1]) V, 65. [2]) I, 466.

darum, ob ſie Widerhall wecken bei den Menſchen drunten. Ibſens Willensenergie wird von einem ſcharfen, den Dingen, auch den eigenen Gefühlen und Regungen bis auf den Grund nachgehenden Verſtand die Wage gehalten. In Nietzſche knechtet der Wille den Verſtand mit Hilfe der Phantaſie. Was er will, das glaubt er, das denkt er auch. Er hebt auf Koſten des Denkens, auf Koſten der Wiſſenſchaft den Willen auf den Schild. In Ibſen erlangt der Wille nie die Alleinherrſchaft, der Verſtand zergliedert das Wollen, frägt nach ſeiner Berechtigung, lähmt es und hindert es am ungeſtümen Vorwärtsſchreiten.

Ibſen leidet an der Einſamkeit, er friert auf ſeinem Vorpoſten, es ſchmerzt und empört ihn, wenn er ſein ganzes Volk ſich als Feind gegenüberſieht. Er dürſtet nach Seelen, die an ihn glauben, ihn verſtehen. „Das eben iſt der Fluch, daß ich bei keiner Menſchenſeele je Verſtändnis gefunden habe," (Gabriel Borckmann) ſpricht Ibſen aus ſeinem eigenen Innern heraus. Den Zweifel nennt er ſelbſt einen „argen Elf", der ihn früh und ſpät beſucht. Nur in ſeinen beſten Stunden, ſchreibt er, bin ich wie Brand und, können wir hinzufügen, wie Hakon, die beide ihren Weg wandeln, weil ſie ihn wandeln müſſen,

die genial und unbewußt das Notwendige tun. Der Dichter beneidet ſolche glückliche Naturen, wie der Zweifler Skule Hakon beneidet. Denn er ſelbſt gleicht mehr den Skule, Rosmer, Baumeiſter Solneß, Gabriel Borckmann, Rubek, die den Glauben an ſich ſelbſt verloren haben. Nur an eins hat ſich der Zweifel nie oder höchſtens nur für Augenblicke in den dunkelſten, trübſten Stunden ſeines Lebens herangewagt. Das iſt der Glaube an die fortſchreitende Entwicklung des Menſchengeſchlechts.

Den Glauben an eine verheißungsvolle Zukunft des eigenen Volkes hat er zu Zeiten verloren, beſonders in der Stunde, als er die „Wildente“ ſchuf, den Glauben an die Zukunft der ganzen Menſchheit hat er ſich ſtets bewahrt.

Mit dem Entwicklungsgedanken ſteht und fällt Ibſens ganze Weltanſchauung. Er iſt eine Übertragung der darwiniſtiſchen Entwicklungsidee auf das Geiſtige. Ibſen ſpricht dies ſelbſt aus in der Feſtrede, die er 1887 in Stockholm hielt:

„Ich glaube nämlich, daß die naturwissenschaftliche Lehre von der Evolution auch für die geistigen Lebensfaktoren gilt.“[1]) Der Glaube an eine von Niederem zu Höherem fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes wurzelt aufs tiefste in Ibsens Persönlichkeit. Der Dichter sah sich in seinen Ansichten im Widerspruch mit seinen Zeit- und Volksgenossen, er glaubte daher diesen bereits voraus, auf einer höheren Entwicklungsstufe zu stehen. Er fühlte sich als Vorpostenkämpfer. Was jenen noch als unantastbares Ideal erschien, hatte für ihn bereits den Heiligenschimmer verloren. Neue Ideale traten für ihn an Stelle der alten. Die allgemein geglaubten Wahrheiten waren für ihn, den über der Allgemeinheit Stehenden, den Fortgeschrittenen, Lügen geworden.

Andererseits spürt er auch an sich selbst eine stetige Entwicklung. Auch die eigenen Ideale, die eigenen Gedanken, ja selbst die eigenen Gefühle besitzen keine absolute Festigkeit, bleiben nicht das ganze Leben hindurch dieselben, sondern unterliegen dem „Gesetz der Umwandlung“, verändern sich von Jahr zu Jahr oder von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Diese tiefe psychologische Selbsterkenntnis ist das Fundament von Ibsens Entwicklungsidee.

[1]) Rede am 24. September 1887, I, 459.

Daß auch das Gefühl der Liebe diesem Entwicklungsgesetz unterworfen ist, daß auch die echte Liebe zweier Menschen zueinander sich im Lauf der Jahre wandeln muß, das ist der Grundgedanke in der „Komödie der Liebe", das ist der Grund, weshalb Schwanhild die Werbung Falks zurückweist. Sie wollen die auf Grund der gegenwärtig vorhandenen Liebe geschlossenen Ehe nicht später zur Lüge werden lassen. Die Unstetigkeit und Flüchtigkeit der Gefühle wird hier als tragisch empfunden, die Veränderung der Gedanken dagegen betrachtet Ibsen als ein notwendiges Fortschreiten. Das Tempo der Entwicklung freilich ist bei den einzelnen Individuen ein sehr verschiedenes.

Am raschesten ist das Tempo beim Genie, beim großen Dichter und Denker. Er muß seinen Zeitgenossen in der Entwicklung stets voraus sein, um sie nach sich ziehen zu können. Da die Entwicklung aber ewig fortschreitet, so kann er, wenn er nicht selbst stehen bleiben will, nie auf derselben Stufe sein wie das Gros seiner Zeitgenossen, er kann nie die Majorität für sich haben. Das Schicksal der Größe ist die Einsamkeit. Dieses Problem ist am schärfsten im „Volksfeind" zur Darstellung gebracht.

„Die Wahrheiten, die die Masse und der Pöbel anerkennen, das sind jene Wahrheiten, die in den Tagen unserer Großväter die Vorpostenkämpfer für sicher hielten. Wir Vorpostenkämpfer von heutzutage, wir anerkennen sie nicht mehr.“ („Volksfeind“ IV.)[1]) „Die Wahrheiten sind durchaus nicht so zählebige Methusalems, wie die Leute sich einreden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — sagen wir — in der Regel 17—18 Jahre, höchstens 20 Jahre; selten länger. Aber solche bejahrten Wahrheiten sind immer schauerlich spindeldürr. Und trotzdem macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen bekannt und empfiehlt sie der Gesellschaft als gesunde geistige Nahrung.“ („Volksfeind“ IV.)[2])

Das Bewußtsein seinen Zeitgenossen in der Entwicklung vorgeschritten zu sein, läßt Ibsen so rücksichtslos ihre Ideale zertrümmern, macht ihn zu einem so unversöhnlichen Feind alles dessen, was ihm unzeitgemäß, veraltet erscheint. Er sieht die Vergangenheit und Gegenwart nur im Lichte der Zukunft. Er fühlt keine romantische Liebe zur Vergangenheit, er verachtet diejenigen, die aus Scheu vor der Altehrwürdigkeit des Gewordenen

---

[1]) VII, 179/80. [2]) VII, 179.

nicht an veralteten Einrichtungen zu rütteln wagen, die aus Furcht vor der Heiligkeit des Herkommens die Hände tatlos in den Schoß legen.

Ibsen empfindet das Historische als ein Hindernis, als eine Last auf dem Wege der Entwicklung. Es erscheint ihm als ein Ballast, als eine Leiche auf der Fahrt in das Zukunftsland hinein, die über Bord geschleudert werden muß.

„Leichen träumt man nicht ins Leben
Leichen müssen untern Stein,
Neuen Saaten Wuchs zu geben,
Dies ist ihr Beruf allein."
(„Brand" V.)[1])

„Was schimmelt, muß hinab ins Grab,
Was fault, dient Fischen zur Ernährung."
(„Brand" V.)[2])

Alles Irdische unterliegt dem Gesetz der Wandlung.

„Erschaffenem hängt sein finis an,
Es liegt in der Verwesung Bann
Und eilt, nach unverrückter Norm,
Von Form zu immer neuer Form."
(„Brand" I.)[3])

Wegen des rücksichtslosen Kampfes, den Ibsen gegen die ihm veraltet erscheinenden Ideale seiner Zeit führt, erschien er vielen als Pessimist, als Leugner alles Idealen,

[1]) IV, 189. [2]) IV, 146. [3]) IV, 22.

er verwahrt sich selbst sehr gut dagegen in der Festrede zu Stockholm 1887:

„Man hat bei verschiedenen Gelegenheiten mir nachgesagt, ich sei Pessimist und das bin ich auch, insofern ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist insofern, als ich voll und fest an die Fortpflanzungskraft der Ideale und ihre Entwicklungsfähigkeit glaube."[1])

Zuweilen freilich scheint es, als ob der Kampf hervorginge aus der Freude am Zerstören, Vernichten selbst. Das ist aber nur der Fall, wenn ihn ein heiliger Zorn übermannt über den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit. Dann vergißt er ganz, daß die Entwicklung doch an Vorhandenes, also an Altes anknüpfen muß, daß das Alte also nicht vernichtet, sondern nur umgebildet werden soll. Am schärfsten kommt diese Stimmung in dem Gedicht „An meinen Freund, den revolutionären Redner" zum Ausdruck:

„Sie sprechen als „konservativ" mich an?
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.
Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukakeln.
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen.

---

[1]) I, 460.

Ich nehme nur eine Revolution wahr
Die keines Pfuschers Exekution war.
Die nahm vorweg allen spätern die Glorie.
Ich meine natürlich die Sündfluthistorie.
Doch damals sogar ward der Teufel betrogen;
Denn Noah, Sie wissen, blieb Herr der Wogen.
Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen
Doch da müssen Männer und Redner sich einigen.
Ihr sorgt für der Wasserflut Nimmerversiegen.
Ich lasse mit Wollust die Arche auffliegen.[1])

„Es ist nichts daran gelegen, wenn eine lügenhafte Gesellschaft zu Grunde geht! Vom Erdboden muß sie wegrasiert werden, sag ich!“ ruft Stockmann im „Volksfeind“ aus.[2])

Wie verschieden ist Ibsen in dieser Beziehung von Goethe! Auch dieser glaubt ja an eine stetige Entwicklung auf natürlichem wie geistigem Gebiete. Aber gerade dieser Gedanke führte ihn zur Verehrung des Alten und flößte ihm Haß gegen die Revolutionäre ein, die Neues aus sich heraus und nicht anknüpfend an das Alte schaffen wollten.

Goethe und Ibsen sind eben im Temperament grundverschieden. Goethe lebte ganz in der Gegenwart, suchte alles, was ihn umgab, zu begreifen, nicht zu verändern.

---

[1]) I, 110. [2]) VII, 185.

Er ist eine kontemplative Natur, Ibsen aber ein nach Taten dürstender Geist, ein Feuerkopf, ein Willensmensch. Stürmisch verlangt seine Seele in die Zukunft hinein und er haßt daher die Gegenwart.

Den Gang der Entwicklung scheint sich Ibsen wie Goethe spiralförmig vorzustellen. So heißt es wenigstens in dem Ballonbrief von 1870:

„Der Geschlechter Schicksalsgang
Geht in ewiger Spirale
Gleich bleibt stets der Weg, der schmale,
Und der Kreis stets gleich gedrang;
Wille wirkt stets gleich lebendig,
Nur der Endpunkt steigt beständig." [1])

Den Endpunkt selbst, das Ziel der Entwicklung hat Ibsen nur einmal, und auch da nur andeutungsweise, genannt, im „Kaiser und Galiläer". Denn das Ziel der Entwicklung gehört eben zu den metaphysischen Dingen, die wir nur ahnen, nicht wissen können. Daß aber „Kaiser und Galiläer" diese Ahnungen enthält, das geht aus verschiedenen Äußerungen des Dichters selbst hervor. In der vorhin erwähnten Stockholmer Rede, in der er seinen Glauben an die Fortpflanzungskraft und Entwicklungsfähigkeit der Ideale bekundet, heißt es weiter:

[1]) I, 128.

„Namentlich und bestimmter gesagt glaube ich, daß die Ideale unserer Zeit, indem sie zu Grunde gehen, auf das zusteuern, was ich in meinem Drama „Kaiser und Galiläer“ andeutungsweise als das „dritte Reich“ bezeichnet habe.

Dieses dritte, dieses Zukunftsreich soll das ältere Reich des Fleisches, das weltfrohe antike Heidentum, und das jüngere Reich des Geistes, das weltentsagende, nur in Gott lebende Christentum aufsaugen, wie der Mann das Kind und den Jüngling aufsaugt. Der Herrscher dieses Reiches muß Kaiser und Galiläer in einer Person sein, „Kaiser — Gott, Gott — Kaiser, Kaiser im Reiche des Geistes und Gott in des Fleisches Reich“, er muß „Logos in Pan und Pan in Logos“ sein.[1]) Seine Untertanen aber werden sein „ein neues Geschlecht“, das „in Schönheit und Harmonie über die Erde hinzieht.“[2]) Der Individualwille und der Weltwille werden in ihnen versöhnt sein. Es ist ein „Gefilde der Seligen“, eine „Atlantis“, ein utopisches Gestade, auf das die Entwicklung zusteuert. Es lebt in Ibsen ein romantisches Sehnen nach Vereinigung aller Gegensätze, die er in der Brust

---

[1]) V, 245 f. [2]) V, 69.

seiner Zeitgenossen und im eigenen Innern herrschen sieht, nach einer Verschmelzung von Nord und Süd, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Heidentum und Christentum, Schönheit und ethischem Gebot, sittlichem Willen und Naturtrieb, Leib und Geist, Freiheit und Notwendigkeit, Staat und Gesellschaft, Poesie, Philosophie und Religion.

„Ich glaube, daß wir am Vorabend einer Zeit stehen, da der politische Gedanke und der soziale Gedanke aufhören werden, in ihren gegenwärtigen Formen zu existieren und daß sie beide zu einer Einheit verwachsen werden, die fürs erste die Bedingung zum Glück der Menschheit in sich birgt. Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion sich verschmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht, von der wir Zeitgenossen allerdings keine klare Vorstellung haben."

(Stockholmer Festrede 1887.)[1])

An der Erreichung dieses Zieles mitzuarbeiten, die Entwicklung zu fördern, ihr Tempo zu beschleunigen, dazu fühlt Ibsen den Trieb in sich, dazu glaubt er sich aus-

[1]) I, 460.

ersehen, berufen. Er will als einer der ersten im Dienste der Entwicklung stehen. Darum ist die Idee des Berufs — Beruf im Sinne von Berufung, Bestimmung, Erwählung, Mission genommen — einer der Grundpfeiler in Ibsens Gedankengebäude. Sie taucht schon im ersten Drama, dem „Katilina", auf und spinnt sich in wachsender Vertiefung durch das ganze Dramenwerk des Dichters. Von immer neuen Seiten wird das Problem beleuchtet, es scheint gelöst in den „Kronprätendenten" und im „Kaiser und Galiläer", aber noch in dem Dramenepilog „Wenn wir Toten erwachen" tritt es mit neuer Kraft fragend auf. Jeder einzelne, besonders aber der Hochbegabte, mit besonderen Fähigkeiten irgend einer Art Ausgestattete, muß seine Begabung, seine Fähigkeiten in den Dienst des Ganzen stellen, muß an der Weiterentwicklung zunächst seines Volkes, damit zugleich aber an der der ganzen Menschheit mitarbeiten mit allen seinen Kräften. Es ist die Pflicht des Königs, des Staatsmanns, des Dichters und eines jeden, der über das Volk hinausragt, dieses seiner Bestimmung entgegenzuführen, die Kräfte, die in ihm schlummern, zu wecken, alle Keime, die in ihm angelegt sind, zum Wachstum und zur Entfaltung zu bringen. Denn wie der einzelne, so hat auch die Nation ihren

Beruf, ihre Mission. Sie hat eine bestimmte Aufgabe in der Fortentwicklung der ganzen Menschheit zu erfüllen. Darin allein liegt die Berechtigung ihrer Sonderexistenz. Hat sie keinen Beruf, so ist sie zum Untergang reif. Erfüllt sie aber ihre Aufgabe, so kann sie nicht vernichtet werden.

„Ein Staatsverband kann vernichtet werden, aber eine Nation nicht. Polen ist eigentlich keine Nation, es ist ein Staatsverband. Polen hat auch nicht eine Literatur oder Kunst oder ein wissenschaftliches Leben von besonderer Mission für die Weltentwicklung." (Brief vom 28. Januar 1865.)[1]) Auch für sein eigenes Volk fürchtet Ibsen zuweilen, daß ihm eine ewige Weiterentwicklung versagt sei.

„Eine Angst überkommt mich, daß unserem Volk nicht die Ewigkeit, sondern nur ein Termin gegeben ist." (Brief vom 4. März 1866.)

„Wenn das geistige Leben nicht eine unendliche Zukunft vor sich hat, so ist's im Grunde ganz gleichgültig, ob die Frist auf ein Jahr oder auf 100 Jahre lautet." (Brief vom 3. Dezember 1865.)

Wenn Ibsen auch lange Jahre, in der Zeit seines besten Schaffens, in der Fremde lebte, fern von der

[1]) S. W. X, 34.

Heimat dichtete, die Werke, die er draußen ſchuf, ſind doch in erſter Linie an ſein Volk gerichtet, ihm ſollen ſie dienen, ſein geiſtiges Leben ſollen ſie wecken und fördern. Norwegen will er aus dem Schlaf rütteln, in ſeinem Vaterlande ſoll das Alte, Veraltete fallen, das Neue geboren werden. Stets hat er dabei nicht eine beſondere Partei des Landes, ſondern das ganze Volk im Auge. „Sein ganzes Volk muß ein Dichter um ſich haben — ſei es in Zuſtimmung oder in Oppoſition.“ (Rede in Chriſtiania 1898.)[1]) Der größte Schmerz war es daher für den Dichter, wenn ſeine Werke, wie es ſo häufig geſchah, einſtimmige Ablehnung in der Heimat erfuhren. Aber nie ließ er ſich dadurch an ſeinem Beruf irre machen.

Er dachte in dieſer Beziehung wie Gabriel Borkmann (Akt III):

„Wenn die ganze Welt im Chaos mir entgegenkläfft, daß ich ein Menſch ſei, der ſich nicht rehabilitieren könne, ſo muß ich zeitweilig es wohl ſelber glauben. Dann kommt aber mein innerſtes Bewußtſein wieder ſiegreich nach oben.“[2])

Mit Recht kann Ibſen 1898 bekennen: „Immer habe ich es mir zur Aufgabe geſtellt, das Land zu fördern

[1]) I, 463. [2]) S. W. IX, 47.

und das Volk auf einen höheren Standpunkt zu heben." (Rede am 26. Mai 1898.)[1]

Als ein geistiges Führeramt in seinem Volke, so hat Ibsen sein ganzes Leben hindurch seinen Dichterberuf aufgefaßt. Was Rosmer als seine Lebensaufgabe bezeichnet, gilt auch für Ibsen:

„Ich will leben und meine ganze Lebenskraft für den einen Zweck einsetzen — dem Volk im Lande das wahre Urteil zu schaffen." (Rosmersholm I.)[2] Man vergleiche damit etwa die Worte in dem Gesuch um ein Stipendium, das der Dichter 1866 von Rom aus an König Karl richtet: „Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat: — das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren groß zu denken." Der Dichter ist ihm zugleich Seher, Prophet, er schaut weiter und klarer in die Zukunft hinein als seine Volksgenossen, er muß daher ihr Führer sein auf der Entwicklungsbahn. Er ist bestimmt das, was noch dunkel und verworren im Volke gärt, zu klären, was sich unbewußt in ihm regt, in das helle Licht

[1]) I, 467. [2]) S. W. VIII, 29.

des Bewußtseins heraufzuheben. So faßt Ibsen die Aufgabe des Dichters schon in dem Gedicht „An Norwegens Skalden“ von 1849:

„es deute des Skalden Mund
Ihm (dem Volk) Sehnsucht, Lust und Schmerz
im Leben.“

Ähnlich heißt es in Olaf Liljekrans (III, 10) vom Spielmann:

„Sein Lied muß des Volkes Träume klären
Und all die Gedanken, die gären!“

So spricht er auch in dem Aufsatz: „Über die Kämperise“ von „Erinnerungen, die gleichsam in unserm Innern lagen und unbestimmt gärten, bis der Dichter kam und ihnen Worte lieh.“[1]) Deshalb eben gehört der Dichter in erster Linie seinem eigenen Volke, weil er mit ihm das Gleiche erlebt und „durchlebt“, nur bewußter, klarer, intensiver. In der Rede, die Ibsen 1874 an die Studenten in Christiania hielt, bezeichnet er als Aufgabe des Dichters: „sich selbst und dadurch anderen die zeitlichen und ewigen Fragen klar zu machen, die sich in der Zeit und der Gesellschaft regen, der er angehört.“[2])

„Was ist denn überhaupt Dichten? Spät erst bin ich dahinter gekommen, daß Dichten im wesentlichen Sehen ist, doch, wohlgemerkt, ein Sehen solcher Art, daß der

[1]) S. W. I, 298. [2]) S. W. I, 455.

Empfangende das Gesehene sich so zu eigen macht, wie der Dichter es sah. Aber so kann man sehen, und so kann man empfangen nur das Durchlebte. Und das Durchlebte ist's, worin das Geheimnis von der Dichtung der neuen Zeit liegt. Alles, was ich in den letzten zehn Jahren gedichtet habe, das habe ich geistig durchlebt. Aber kein Dichter durchlebt etwas isoliert. Was er durchlebt, das durchleben seine zeitgenössischen Landsleute mit ihm."

Die Entwicklung ist nicht das Werk vieler, sondern einzelner, das Werk der Großen, der Heroen, der genialen Persönlichkeiten, vor allem der großen Dichter und Denker. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Die Berufung ist eine Gnade, die nur Bevorzugten zuteil wird, aber es ist eine Gnade, deren sie sich würdig erweisen müssen. Ibsens Meinung ist nicht, daß die Weltentwicklung auf die Hervorbringung einzelner großer Individuen abziele. Die Worte des Maximos im vierten Akt des zweiten Teiles von „Kaiser und Galiläer" könnten so gedeutet werden:

„Die Weltseele ist wie ein reicher Mann, der unzählige Söhne hat. Verteilt er seinen Reichtum gleichmäßig unter alle Söhne, so werden sie alle wohlhabend, aber

keiner von ihnen reich. Macht er hingegen alle erblos bis auf Einen und ſchenkt er dieſem Einen alles, ſo ſteht der Eine als ein reicher Mann da in einem Kreiſe Armer.“[1])

Aber der Eine Reiche iſt nicht für ſich da, auch er dient dem Ganzen, auch er iſt nur Werkzeug, wenn auch das beſte. Das Genie wird nur deshalb mit ſo reichen Gaben bedacht, weil die Entwicklung ihr Ziel ſo beſſer, raſcher erreicht, als wenn die Gaben gleichmäßig verteilt würden. Die großen Individuen ſind nicht Zweck, ſondern Mittel der Entwicklung. Begabung iſt nicht ein Wechſel auf Glück, ſondern eine harte Pflicht. Das Auserwähltſein ſchließt eine furchtbare Verantwortung in ſich, es fordert Opfer und Entſagung. „Sieger werden nur Verzichter.“ („Brand“ IV.)[2]) Wer eine Miſſion im Leben zu erfüllen hat, muß ſein Leben ganz dieſer Miſſion widmen. Alles was ihn an der Ausübung ſeiner Pflicht hindert, muß er rückſichtslos beiſeitewerfen, mag er ſein und anderer Lebensglück damit vernichten. In Brand hat Ibſen den Idealtypus eines ſolchen von asketiſchem Pflichtgefühl für ſeinen Beruf durchdrungenen Auserwählten geſchaffen. Hart, grauſam, kalt wird er im Dienſt ſeiner Aufgabe.

[1]) V, 260. [2]) IV, 139.

Er fordert von sich wie von seinem Weibe jedes Opfer, auch das schwerste, auch wenn es tötet. Denn „Kompromiß heißt unser Satan." („Brand" V.)[1] Er ist wie der fremde Schütze, jene symbolische Verkörperung des Pflichtgedankens in dem Gedicht: „Auf den Höhen".[2] Wer auf den Höhen der Menschheit wandern will, der muß verzichten können auf das Glück eines trauten liebedurchwärmten Heims, wie es die Talmenschen besitzen. Denn auf den Höhen weht eine kalte, eisige Luft, dort herrscht die große, aber furchtbare Einsamkeit. Das ist der Sinn des Gedichts. Jenen Soldaten in Pompeji, der unerschütterlich bis zu seinem Tode auf dem Posten blieb, weil er nicht abgelöst wurde, stellt einst Ibsen als Vorbild hin. „Solcher Tod ist ein Werk des Geistes, die Offenbarung, der in der Kunst sowohl wie im Heer und in der Kirche herrschen sollte." (Aufsatz über die Theaterkrise.)[3] Das Gegenbild zu Brand, das Gegenbild zu dem von unbedingtem Pflichtbewußtsein für seine Bestimmung durchdrungenen Höhenmenschen ist Peer Gynt. Er ist der Typus des Egoisten, der seine Begabung in den Dienst der eigenen selbstsüchtigen Interessen stellt, das ihm verliehene Kapital nur braucht, um Zinsen für sich

[1] IV, 172. [2] I, 90—104. [3] I, 412.

daraus zu gewinnen, um seine eigenen Wünsche und Neigungen zu befriedigen, sich selbst auf Kosten seiner Mitmenschen zu erheben. Er hat seine Bestimmung nicht erfüllt, er hat seine Anlagen verkümmern lassen, statt sie zu entwickeln und zu entfalten. Darum muß er am Schlusse seines Lebens Stimmen hören, die ihm vorwerfen:

„Wir sind Gedanken;
Hast du gedacht uns?"
„Wir sind eine Losung;
Hast du gesprochen uns?"
„Wir sind Lieder;
Hast du gesungen uns?"
„Wir sind Zähren,
Hast du vergossen uns?"
„Wir sind Taten,
Hast du bestellt uns?"

Peer Gynt antwortet auf diese Anklagen:

„Mir auch noch, verwünschtes Treiben,
Was ich nicht tat, anzuschreiben."

Diese Auffassung des Berufs als Pflicht gegen sein Volk hat Ibsen in seinem eigenen Leben völlig realisiert. Sein Leben war strengste Pflichterfüllung, er hat sich beschränkt auf das, wozu er berufen zu sein glaubte und er hat in gewissenhafter steter unermüdlicher Arbeit geleistet, was er leisten zu müssen den Trieb in sich fühlte. Er hat auf das Glück in der Heimat zu leben lange

Jahre verzichtet, weil er es seinem Beruf schuldig zu sein glaubte, und bei der innigen Liebe, mit der er an seiner Heimat hängt, bei seiner Liebe vor allem zum Meere, zu den blauen Fjorden seines Landes, war dies ein Opfer für ihn, wie es schwerer kaum gedacht werden kann, ein Verzicht, dessen Härte er täglich fühlte. Ich weise nur auf das eine Gedicht „Verbrannte Schiffe" hin. Die letzten Strophen lauten:

„Er verbrannte seine Schiffe,
Da spannte sich blau
Zum nordischen Riffe
Einer Rauchbrücke Bau. —
Nach den schneeigen Breiten
Aus der Südhaine Pracht
Einen Reiter sieht reiten
Jedjegliche Nacht." [1])

Es gibt wohl kaum einen anderen Dichter, der seinen Dichterberuf so ernst aufgefaßt hätte. Nie hat Ibsen eine Zeile geschrieben, um sich pekuniären oder anderen Vorteil zu schaffen, — und er hatte es manchmal bitter notwendig — stets hat er sein ganzes Können in seine Dichtung gelegt, hat sich ganz ausgegeben, war sich seiner Verantwortung als Führer völlig bewußt. Dieses strenge Opfer und Entsagung fordernde und leistende Pflicht-

[1]) I, 147.

bewußtſein, der unermüdliche Arbeitsdrang iſt das echt Nordiſche in Ibſens Charakter. Man nennt ein ſolches Pflichtgefühl häufig ein preußiſches und führt es bei Männern wie Kant auf die harte Schulung zurück, die das preußiſche Volk in Beamtentum und Heer unter den Hohenzollern durchgemacht hat. Die Natur des Landes, Klima und Bodenbeſchaffenheit ſpielen dabei eine weit größere Rolle. Ein Dichter wie Ibſen, ein Philoſoph wie Kant mit ſeinem kategoriſchen Imperativ, ein König wie Friedrich der Große mit ſeinem Grundſatz: „Ich bin der erſte Diener des Staates“ hätten nie unter einem ſüdlichen Himmel geboren werden können, in einem Lande, wo das far niente als dolce gilt. Ein armes Land wie Preußen und Norwegen aber weckt das Pflichtbewußtſein der Arbeit.

Opfer wird aber nur derjenige ohne Bedenken bringen, der die felsenfeste Überzeugung in sich trägt, daß er die Gnade der Auswahl erfahren hat. Doch woher wird ihm diese Überzeugung, woher weiß er, wozu er bestimmt, wozu er ausersehen ist? Wissen kann er es nicht, aber er muß es ahnen, eine innere Stimme muß es ihm sagen. Auf Peer Gynts Verteidigungsfrage: „Doch wenn man nun niemals erfährt, was der Meister mit einem gewollt hat?" antwortet der Knopfgießer: „Das soll man ahnen". (Peer Gynt V.)[1]) Der Auserkorene kennt keine Wahl, sondern nur eine Notwendigkeit. Ein innerer Zwang treibt ihn zu dem, was sein Beruf ist. In unbewußtem triebartigem Handeln trifft er das Richtige. Er tut, was er tun muß. Ibsens Gedanken berühren sich hier mit der romantischen Genielehre. Schon Kant, und nach ihm Schiller und die Romantiker lehrten, daß das Schaffen

[1]) IV, 380.

des Genies ein unbewußtes ſei. — Schon im erſten Drama Ibſens findet ſich dieſe Anſchauung: Katilina ruft (Catilina I):

„Du mußt! Du mußt! ſo drängt mich eine Stimme
Im Innerſten, und ich, ich zaudere noch!“[1])

Als Julian die Stimme im Lichtkreis fragt: „Was ſoll ich wollen?“ wird ihm zur Antwort: „Was du mußt!“ In einem Brief an G. Brandes (20. Dezember 1870) finden ſich die Worte: „Ja, dann ſollen Sie tun, was Sie tun müſſen. Eine Natur wie die Ihre wählt nicht.“ Auch der Ort, wo man ſeinen Beruf zu erfüllen hat, wird einem durch ein inneres „Hellſehen“ geoffenbart.

„Man wählt nicht ſeines Wirkens Statt
Wem klar ſein Ziel in Herz und Sinn,
Ihm ſtrahlt das Wort von Anbeginn:
Gott will es: Hier gehörſt du hin!“
(Brand III.)[2])

Mit ſolcher inſtinktiver Sicherheit ergreift und erfüllt außer Brand nur noch Hakon ſeinen Beruf. Aber während bei jenem am Schluß des Dramas durch die Worte: „Gott est deus caritatis“ der Zweifel geweckt wird, ob nicht ſein Wirken ein verfehltes war, iſt Hakon der Glückliche, dem nicht nur eine „untrügliche Stimme“ im Innern ver-

[1]) I, 479. [2]) IV, 82.

kündet, daß er das „große Königswerk“ der Einigung Norwegens vollbringen muß, sondern der auch, aufs wunderbarste vom Geschick begünstigt, den Einheitsgedanken ausführen darf. Blind vertraut er seinem Stern, wie die Großen der Weltgeschichte: Napoleon, Cäsar, Wallenstein. Ohne Bedenken und ohne Reue opfert er seine Liebe seinem Beruf. Auf ihn passen die Worte des Bischofs Nikolas: „Der glücklichste Mann ist der größte Mann. Der Glückliche vollbringt die größten Taten — er, den die Forderungen der Zeit wie Flammen packen, sie erzeugen ihm Gedanken, die er selbst nicht faßt, weisen ihm den Weg, dessen Ziel er nicht kennt, den er aber wandelt und wandeln muß, bis er den Jubelschrei des Volkes hört — und mit weitaufgerissenen Augen sieht er sich um und erkennt voll Verwunderung, daß er ein großes Werk vollbracht hat!“ (Kronprätendenten I.) [1])

Ibsen selbst aber ist keine Hakonsnatur, er hat nie den Jubelschrei des Volkes vernommen und darum hat ihn auch nie der quälende Zweifel losgelassen, ob er wirklich auserwählt sei zum Führer der Entwicklung. Lebt auch manches von Hakon und Brand in ihm, er gleicht doch mehr den Skule, Julian, Rosmer, Solneß, Borkmann,

[1]) III, 234.

Rubek, jenen Zweifelsnaturen, in denen die furchtbare Frage auftaucht, ob die innere Stimme, auf die sie hörten, nicht eine trügerische, ihr Beruf also ein verfehlter war, die Opfer, die sie ihm brachten, nicht nutzlos oder gar freventlich waren. Freventlich, insofern sie nicht nur das eigene Lebensglück, sondern auch das anderer vernichtet haben. Dies ist der Fall bei Baumeister Solneß, Borkmann, Rubek. Denn sie haben in den Frauen, die sie ihrem Berufe opferten, das „Liebesleben" getötet, sie haben anderen Individuen ihren Lebensberuf genommen, um die eigene Mission erfüllen zu können. Am deutlichsten spricht dies Baumeister Solneß aus: „Denn Aline (seine Frau), die hatte ihren Beruf auch im Leben. Genau so gut wie ich meinen hatte. Aber ihr Lebensberuf, der mußte verschandelt, zerstört und in Grund und Boden vernichtet werden — damit ich mit dem meinen durchdringen könnte zu — zu etwas wie einem großen Sieg." („Baumeister Solneß" II.) Es ist das große dunkle Problem, die tragische Grundfrage des menschlichen Daseins, auf die Ibsen hier stößt: Die Frage nach der Gerechtigkeit des Schicksals dem einzelnen gegenüber, die Frage nach dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesamtheit, zwischen Einzelwille und Weltwille. Es ist

— in anderer Form — die Frage nach der Möglichkeit des Bösen in der von Gott geschaffenen und regierten Welt. Auch Ibsen — das sei gleich gesagt — hat das Problem nicht gelöst; aber wer hat je auf diese Frage eine vollbefriedigende Antwort erteilt? Ein Verdienst ist es schon, daß Ibsen das Problem in seiner ganzen Größe und Tiefe erfaßt und dargestellt hat. Er hat mit ihm vor allem in den „Kronprätendenten" und in „Kaiser und Galiläer" gerungen, aber auch in fast alle anderen Dramen spielt es mit herein. Es ist verquickt bei ihm mit dem Problem der Willensfreiheit, mit der Frage nach der Verantwortlichkeit des einzelnen für seine Tat.

Das Einzelindividuum arbeitet an der Entwicklung der Gesamtheit mit, aber nicht bewußt, sondern unbewußt. Denn es kennt das Ziel nicht. Es wählt nicht seinen Beruf, sondern wird auserwählt, es ist nicht der Schöpfer, sondern nur das Werkzeug der Entwicklung. Diese ist nicht von ihm, sondern der einzelne von der Entwicklung abhängig. Ibsen ist also, wie er selbst einst bekennt, „in gewissem Sinne Fatalist". Aber wer ist der Schöpfer der Entwicklung, der Lenker des Schicksals? Auf diese Frage verstummt der Mund des Dichters. Denn sie überschreitet die Schwelle des Erkennbaren und führt in das

Rätſelvolle, Myſtiſche, Metaphyſiſche hinein. Zwar gebraucht Ibſen öfters den Namen Gottes, nicht nur in den Dramen, wo es ja im Munde eines mittelalterlichen Königs wie Hakon ſelbſtverſtändlich iſt, ſondern auch in Briefen. Aber aus ſolchen Stellen wie: „unſer Herrgott hat ihm eine große Aufgabe anvertraut“ (Brief vom 9. Dezember 1867) oder: „das Lebenswerk, das, wie ich unerſchütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat“ (Geſuch an den König 1866) kann man noch nicht ſchließen, daß Ibſen wirklich an einen perſönlichen Weltenlenker geglaubt hat. Ibſen hat ſich nie darüber ausgeſprochen.

Wenn aber der Lauf der Entwicklung ſich nach eigenen, der menſchlichen Einwirkung nicht unterworfenen Geſetzen vollzieht, ſo iſt nicht nur derjenige unfrei, der im Dienſte der Entwicklung ſteht, ſondern auch der, über den ſie hinweggeht, den ſie vernichtet. Werden „die großen Taten vom Schickſal gelenkt“ („Nordiſche Heerfahrt“ III),[1]) ſo ſind auch die großen Freveltaten, auch die unſeligen Individualitäten, die für die Entwicklung notwendig ſind, vom Schickſal gewollt. Auch der Böſe, auch der Unſelige handelt „unter dem Zwang der Notwendigkeit“, er hat ſich ſeine Beſtimmung im Leben nicht ſelbſt gewählt. Seine

[1]) III, 57.

Tat folgt notwendig aus seinem Charakter, seiner Willensrichtung. Diese aber ist nicht sein Werk.

„Die Menschen begreifen nicht, daß ich das mußte, weil ich eben ich war, — weil ich John Gabriel Borkmann war — und nicht ein anderer," so rechtfertigt sich Gabriel Borkmann (Gabriel Borkmann III). „Das Geheimnis der Auserwählung ist furchtbar." „Es werden Gefäße des Zornes gebildet und Gefäße der Gnade." („Kaiser und Galiläer" II, 5.) „Es gibt Männer, die geschaffen sind, um zu leben, und Männer, die geschaffen sind, um zu sterben." („Kronprätendenten" V.)[1]) Solche Gefäße des Zornes, „Eckſteine unter dem Zorn der Notwendigkeit" sind Judas Ischariot und Kain, ist Julian selbst.

Julian: Was war deine Bestimmung im Leben?
Die Stimme (Kains): Meine Schuld.
Julian: Warum wurdest du schuldig?
Die Stimme: Warum wurde ich nicht mein Bruder?
Julian: Keine Ausflüchte. Warum wurdest du schuldig?
Die Stimme: Warum ward ich ich selbst?
Julian: Und was wolltest du — als du selbst?
Die Stimme: Was ich mußte.
Julian: Und warum mußtest du?
Die Stimme: Ich war ich.

(„Kaiser und Galiläer" I, 3.)[2])

[1]) III, 346. [2]) V, 75.

Ganz ähnlich antwortet die Stimme Ischariots dem befragenden Kaiser:

Julian: Was wolltest du?
Die Stimme: Was ich wollen mußte.
Julian: Und warum mußtest du?
Die Stimme: Ich war ich.
Julian: Wer erkor dich?
Die Stimme: Der Meister.
Julian: War der Meister sich bewußt des Kommenden, da er dich erkor?
Die Stimme: Ja, das ist das Rätsel.
(„Kaiser und Galiläer" I, 3.)[1])

Vergeblich sucht Julian selbst sich gegen das Schicksal, das ihn als Dritten jenen beiden Unseligen zugesellt, aufzulehnen, er muß der Notwendigkeit, der Entwicklung dienen ob er will oder nicht, er ist unfrei, und nutzlos verhallt sein Verzweiflungsschrei: „Ich trotze der Notwendigkeit! Ich will ihr nicht dienen, ich bin frei, frei, frei!" („Kaiser und Galiläer" I, 3.)[2])

Ein „Opferlamm der Erwählung" ist auch Skule. „Skule Bardson war Gottes Stiefkind auf Erden — das war das Rätsel an ihm!" („Kronprätendenten" V.)[3]) Solche Stiefkinder des Schicksals sind aber auch Dr. Rank in der „Nora", Oswald in den „Gespenstern". Sie stehen

[1]) V, 77. [2]) V, 78. [3]) III, 350.

unter dem Fluche der Vererbung. Sie büßen ohne eigene Verschuldung die Schuld anderer. Die vielberufene „Vererbungstheorie“ Ibsens ist nichts anderes als der antike Schicksalsgedanke in moderner Form. „Büßen zu müssen für die Schuld eines anderen! Ist darin Gerechtigkeit? Doch über jeder Familie hängt in irgend einer Form solch eine unerbittliche Vergeltung.“ [1]) Als Stiefmutter zeigt sich Fortuna auch gegen diejenigen, die sie nicht an die rechte Stelle setzt, die sie in einer Umgebung leben läßt, wo ihre Begabung sich nicht entfalten kann, wo das ihnen Verliehene zu ihrem und zum Unheil ihrer Nächsten ausschlagen muß.

Ein solcher Mensch ist Gregers Werle, der zur Karikatur wird, weil er die „ideale Forderung“ in der Sumpfluft des Ekdalschen Heims zur Geltung bringen will, ein solcher auch der Kammerherr Alving, dessen unbändige Lebenskraft in frivole Sinnlichkeit ausartet, weil er sie nicht in den Dienst einer großen Aufgabe stellen kann. Frau Alving ist gerecht genug diesen Zusammenhang zu erkennen und auszusprechen: „Mußte sie (seine Tage) hier verbringen, wo er keinen Lebenszweck fand; er hatte

[1]) VI, 328.

bloß ein Amt. Wo die Aufgabe, der er sich mit seiner ganzen Seele hätte widmen können? Er hatte nur Geschäfte."[1])

Sind es aber die „himmlischen Mächte", die „den Armen schuldig werden lassen", kann dann die Schuld ihm selbst zugerechnet werden, ist er dann für seine Tat verantwortlich? Auf diese Frage erteilt Makrina im fünften Akt des zweiten Teils von „Kaiser und Galiläer" die Antwort: „Irrende Menschenseele, mußtest du irren, so wird es dir gewißlich zu gute gerechnet werden an jenem großen Tage, da der Gewaltige kommt in der Wolke, um Recht zu sprechen über die lebendigen Toten und die toten Lebendigen!"[2])

[1]) VII, 79. [2]) V, 318.

Die Überzeugung von der Abhängigkeit des menſchlichen Willens vom Schickſal kann leicht zu einer fataliſtiſchen, quietiſtiſchen, zu einer Moral des laissez faire laissez aller führen. Das iſt jedoch bei Ibſen ſo wenig der Fall wie bei Calvin, deſſen Lehre von der Gnadenwahl ſich mit Ibſens Berufsidee eng berührt. Eine, wenn auch ſchwerlich direkte oder gar bewußte, Einwirkung Calviniſcher Lehren auf die Gedankenwelt des norwegiſchen Dichters iſt übrigens nicht ausgeſchloſſen.

Ibſens Moral iſt individualiſtiſch nur inſofern, als er allgemeine, alle Individuen in gleicher Weiſe bindende, feſte, ethiſche Normen nicht anerkennt, in ihrem tiefſten Kern aber univerſaliſtiſch, kollektiviſtiſch, weil für ihn das Leben des einzelnen nur dann Wert hat, wenn es dem Ganzen, wenn es der Entwicklung der Menſchheit in irgend einer Weiſe dient. Was ſeine beſondere Lebensaufgabe

ist und wie er sie erfüllen soll, das muß jeder selbst in sich fühlen, wie er in jedem einzelnen Fall zu handeln hat, das kann ihm nicht von außen vorgeschrieben werden, das muß ihm sein eigenes Innere sagen. Ibsen ist so sehr von der Differenzierung der Menschen, von der Einzigartigkeit des Individuums überzeugt, daß ein gleiches Gesetz für alle für ihn ein Unding ist. Es gibt nicht bestimmte feste Gebote, die an jeden mit der gleichen Forderung von außen herantreten, sondern jeder trägt sein eigen Gebot in seinem Innern. Jeder Mensch, ja jede menschliche Handlung kann nur aus sich heraus, nicht nach einem allgemeinen Schema beurteilt werden. Es mag sich einer in seinem Tun und Lassen aufs strengste an die Vorschriften und Gebote der Kirche, des Staates, der Gesellschaft richten, seine Handlungen können trotzdem von Grund aus unsittlich sein. Ibsen haßt das Gesetz geradezu, weil es verallgemeinert, nivelliert, weil es nur Individuen kennt und keine Individualitäten, nur Personen, keine Persönlichkeiten, weil es nach dem Tatbestand und nicht nach den Beweggründen einer Tat fragt.

Krogstad: Die Gesetze fragen nicht nach Beweggründen.
Nora: Dann müssen das sehr schlechte Gesetze sein. („Nora" I.) [1])

[1]) VI, 309.

Frau Alving: O ja, Gesetz und Ordnung! Zuweilen mein' ich, die stiften in der Welt alles Unheil an.
(„Gespenster" II.)[1])

Selbst die allgemeine und unbedingte Geltung der Pietätspflicht wird in den „Gespenstern" bezweifelt.

Pastor Manders: Haben Sie vergessen, daß ein Kind Vater und Mutter achten und lieben soll?

Frau Alving: Lassen Sie uns das nicht so allgemein nehmen. Fragen wir lieber: Muß Oswald den Kammerherrn Alving achten und lieben?
(„Gespenster" II.)[2])

Frau Alving: Sollte ein Kind nicht unter allen Umständen Liebe für seinen Vater fühlen?

Oswald: Wenn ein Kind seinem Vater nichts zu verdanken hat? Ihn gar nicht gekannt hat? („Gespenster" III.)[3])

Als in Nora die große Umwandlung sich vollzogen hat, da kommt sie zur Erkenntnis:

„Aber was die Welt sagt und was in den Büchern steht, das kann nicht mehr maßgebend für mich sein. Ich muß selbst nachdenken, um in den Dingen Klarheit zu erlangen."

„— ich will sehen, ob das, was Pastor Hansen gesagt hat, richtig war, oder vielmehr, ob es für mich richtig ist." („Nora" III.)[4])

Ein allgemeingültiger Moralkodex bietet eine äußerst

---

[1]) VII, 44. [2]) VII, 45. [3]) VII, 83. [4]) VI, 370.

bequeme Richtschnur für das eigene Handeln und für die Beurteilung der Mitmenschen, er entlastet einen des gewissenhaften Nachsinnens, wie man in jedem einzelnen Fall handeln und urteilen muß, um das Richtige zu treffen. Es ist also direkt die Moral selbst, die zur Unmoralität, zu leichtfertigem, oberflächlichem Urteil führt. Mit Recht haßt darum Dina Dorf die Menschen ihrer Umgebung, weil sie „so anständig und moralisch sind". („Stützen der Gesellschaft" I.) Der typische Vertreter der Gesellschaftsmoral ist Helmer in der „Nora". Äußerlich korrekt und unantastbar, innerlich aber durchaus nichtswürdig und unedel. Er ist moralisch aus Feigheit, aus Furcht vor der Gesellschaft, vor dem Skandal, aus Egoismus.

Pastor Manders erfüllt genau die Vorschrift der konventionellen Gesellschaftsordnung, handelt ganz nach dem Gesetz, als er Frau Alving, die sich zu ihm geflüchtet hat, wieder zu ihrer „Pflicht", in das Haus ihres Mannes zurückführt, aber gerade dadurch begeht er eine Unsittlichkeit, ein Verbrechen. Denn er zwingt das Leben der Frau dadurch in eine ihrer unwürdige Bahn. „Es war ein Verbrechen gegen uns beide," wirft ihm Frau Alving später vor. („Gespenster" II.)

Auch Rubek denkt nur korrekt, hat nur ein im Urteil der Gesellschaft als Vergehen geltende Handlung im Auge, wenn er zu Irene sagt:

„Ich verging mich nie wider dich!"

Sie antwortet ihm daher vom Standpunkt der wahren individuellen Moral aus:

„Doch tatest du es! Du vergingst
Dich wider mein innerstes Wesen."
(„Wenn wir Toten erwachen" II.) [1])

Jeder muß also selbst erkennen, bezw. ahnen, was sein Beruf und damit seine Pflicht ist. Sich seiner Bestimmung bewußt zu werden, ist das erste Gebot, das jeder erfüllen muß. Furchtbar ist für denjenigen die Stunde der Offenbarung, der zu den „Stiefkindern des Glücks" gehört, dem keine besondere Lebensaufgabe zuteil geworden ist. Ihm bleibt nur eine Möglichkeit, das Opfer seiner selbst. Nur dadurch kann er der Entwicklung dienen. Auf eigenen Lebensberuf muß er verzichten, um den Auserwählten in der Erfüllung des ihrigen nicht im Wege zu stehen. Auch er darf seiner Bestimmung nicht trotzen, sondern muß sich in das harte, unerbittliche Schicksal fügen, freiwillig dem Naturgesetz der Entwicklung unterordnen, das die Vernichtung vieler Individuen im Interesse

[1]) IX, 204.

des Ganzen fordert. „Es gibt Männer, die geſchaffen ſind, um zu leben, und Männer, die geſchaffen ſind, um zu ſterben“ („Kronprätendenten“ V),[1]) das iſt die große Erkenntnis, die Skule am Schluſſe ſeines Kampfes gegen Hakon wird, und er zieht daraus die richtige Konſequenz: „Ich habe kein Lebenswerk, für das ich leben könnte, und für Hakons kann ich auch nicht leben, — aber ich kann dafür fallen.“ („Kronprätendenten“ V.)[2]) Denn der Skalde Jatgeir hat ihn überzeugt: „Es kann einer fallen für das Lebenswerk eines anderen, aber weiter leben kann er nur für ſein eigenes. („Kronprätendenten“ IV.)[3]) Die Überzeugung, daß ſie für ihren Gatten Rosmer ein Hindernis iſt auf der Lebensbahn, die ihm ſein innerer Beruf vorſchreibt, iſt es, die Beate in den Tod treibt. Der Rektor Kroll erkennt das Motiv ihres Selbſtmordes richtig, wenn er zu Rosmer ſagt: „Die arme gequälte und überſpannte Beate hat darum ihrem Leben ſelbſt ein Ende gemacht, damit du fortan glücklich leben könnteſt — frei leben könnteſt — nach eigenem Gefallen.“ („Rosmersholm“ I.)[4])

Das Opferbringen iſt vor allem die Beſtimmung des Weibes. So ſehr Ibſen für die Freiheit und Selbſtändigkeit der Frau eintritt, er erkennt ihr doch nur eine helfende,

[1]) III, 346. [2]) III, 346. [3]) III, 303. [4]) VIII, 42.

dienende, nicht eine führende, herrschende Stellung in dem Getriebe der Menschheitsentwicklung zu. Die Führer des Fortschritts sind die Männer. Die Frau kann nur durch aufopfernde Liebe für, durch unerschütterlichen Glauben an diese auserwählten Führer an der Entwicklung mitarbeiten. Sie kann zum Schaffen begeistern und anregen, ihr selbst ist keine schöpferische Kraft verliehen. Der Frau Beruf ist die Liebe, die dienende Liebe, die freiwillig alles für den andern hingibt, nichts für sich selbst beansprucht. Wer das „Liebesleben" in einem Weibe „mordet", der zerstört das Beste ihn ihm, der vernichtet das Wesen des Weibes. Darum wandelt Irene als Tote umher in „Wenn wir Toten erwachen". Freilich kennt Ibsen auch andere als mit Opfersinn begabte Frauennaturen. Schon im „Catilina" stellt er der milden, zärtlich liebenden, opferbereiten Aurelia die wilde, von Haß und Liebe zugleich erfüllte Furia gegenüber, in der „Nordischen Heerfahrt" steht neben der sanften blonden Dagny die dunkle unheimliche Hjördis, das tatendurstige Mannweib. Ibsen hat in ihrem unbändigen Wollen fast Grausen erregende Frauencharaktere geschaffen, wie die leidenschaftliche, mit „robustem Gewissen" ausgerüstete, rücksichtslos auf ihr Ziel lossteuernde Rebekka West und

die von dem rasenden Begehren, dem freilich der Mut der Ausführung fehlt, ein Menschenschicksal mit ihrer Hand zu lenken, erfüllte Generalstochter Hedda Gabler. Aber des Dichters Liebe scheint doch nicht diesen, sondern jenen andern Frauen zu gehören, die wie Agnes in „Brand", wie Hedwig in der „Wildente" vor keinem Opfer für die von ihnen geliebten Menschen zurückscheuen, jenen Naturen, denen es notwendiges Bedürfnis ist in tätiger Liebe für einen andern zu leben. Als in der „Nora" Frau Lind erzählt, daß sie sich nun nicht mehr für Mutter und Brüder abarbeiten müsse, da jene gestorben sei, diese selbständig geworden seien, antwortet Nora: „Wie leicht Du Dich fühlen mußt."

Aber Frau Lind entgegnet:

„Nein, nur so unsagbar leer. Niemand mehr, für den ich leben kann" („Nora" I).[1]) Dasselbe spricht sie an einer andern Stelle Krogstad gegenüber aus:

„Nur für sich selbst arbeiten zu müssen, das ist keine Freude. Krogstad, schaffen Sie mir einen, schaffen Sie mir etwas, wofür ich arbeiten kann" („Nora" III).[1])

Ähnlich wie sie, denkt Frl. Tesman, die Tante von Hedda Gablers Gatten. „Ich brauche ja doch auch so

[1]) VI, 288. [2]) VI, 349.

notwendig wen, für den ich leben kann" (Hedda Gabler IV).[1]) Von gleicher selbstloser Liebe sind beseelt Lona Hessel und Martha Bernick in den „Stützen der Gesellschaft".

Für den Auserwählten aber gibt es nur die eine Forderung: „wahr und treu zu bleiben im Verhältnis zu sich selbst." Er muß sein Leben konsequent und bedingungslos dem widmen, was ihm „die untrügliche Stimme seines Innern" als seinen Beruf verkündet hat. Denn die Möglichkeit seiner Bestimmung zu trotzen besitzt der Mensch, wie das Beispiel Peer Gynts lehrt, dem am Schlusse seines Lebens der Knopfgießer das Urteil spricht:

„Seine Seele
Bot ihrer Bestimmung Trotz, bis zum Schluß.
In den Löffel mit ihm als mißratenem Guß."
(Peer Gynt V.)[2])

Denn er hat die ihm zum Heile der Gesamtheit verliehenen Gaben nur verwendet, um seinen Egoismus zu befriedigen, hat sein Pfund verschleudert, statt mit ihm zu wuchern, war sich nicht selbst treu, sondern sich selbst genug. „Die Hauptsache ist, daß man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß, weil man eben man selbst ist und nicht anders kann.

[1]) VIII, 318. [2]) IV, 373.

Alles übrige führt nur in die Lüge hinein.“ (Brief vom 11. Juni 1870.)[1]) Daß die unbedingte Hingabe an den Beruf Opferwilligkeit fordert, die Bereitwilligkeit in sich schließt, auf eigenes Lebensglück zu verzichten, haben wir oben gesehen. Zu den Pflichten des Auserwählten gehört auch sich stets streng zu prüfen, ob er seiner Bestimmung auch genügt, ob der Weg, den er eingeschlagen, der richtige ist, ob er seinen Beruf ganz erfüllt. Diese Selbstprüfung hat Ibsen nur zu gewissenhaft an sich vorgenommen. „Du kannst mir glauben, daß ich in meinen stillen Stunden ganz hübsch in meinen eigenen Eingeweiden herumwühle, und sondiere und anatomiere, und zwar an den Stellen, wo es am wehsten tut.“ (Brief vom 9. Dezember 1867.) In diesem Studium der eigenen Gefühle, Gedanken und Willensregungen besteht ja ein Teil von Ibsens dichterischem Schaffen.

„Leben heißt dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich
Dichten Gerichtstag halten
Über sein eigenes Ich.“

lautet der Spruch, den Ibsen der Ausgabe seiner Gedichte voransetzt.

Die Erfüllung der geahnten Bestimmung, die Ent-

[1]) I, 44.

faltung und Vervollkommnung der verliehenen Begabung, die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, das ist die oberste Forderung für den einzelnen. Alles, was ihm Staat, Kirche, Gesellschaft, Sitte, Herkommen, Moral an Pflichten vorschreiben, ist belanglos, wenn es dieser Forderung zuwiderläuft. Das Individuum hat nur Pflichten gegen sich selbst. Nur wenn es diese erfüllt, ist sein Leben für die Gesamtheit wertvoll.

Es ist klar, daß diese neue Moral zunächst nur für die Auserwählten Geltung haben kann. Die führenden Geister, die in der Entwicklung ihrer Zeitgenossen voraus sind, die selbst das Neue, die Zukunft schaffen, sie können sich nicht mehr gebunden erachten von den Gesetzen, die eine Zeit geschaffen hat oder aufrecht erhält, der sie innerlich nicht mehr angehören. Auch die Gesetze der Moral sind zeitlich bedingt, auch sie unterliegen dem Gesetz der Umwandlung. Die Umwandlung, der Übergang eines alten zu einem neuen ethischen Gesetz vollzieht sich zuerst in einzelnen, aber sie geht vor sich unter Qualen. „Denn es ist auch wie eine Art von Geburt", und zugleich „eine Auferstehung, ein Übergang zu einem höheren Dasein". Die Ibsenschen Helden sind Übergangsmenschen, darum unglückliche, unfrohe, leidende, zwischen Glauben und

Zweifel hin- und hergeworfene Menschen. Sie leiden am „kranken Gewissen“. Denken und Fühlen sind bei ihnen nicht in Einklang. Am tiefsten ist dieser Zwiespalt in „Rosmersholm“ dargestellt. Rosmer hat mit seinem Verstande das Alte überwunden, das Neue erkannt, aber sein Herz hat die Umwandlung nicht mit vollzogen, es steht noch unter der Macht des Herkommens. Ibsen spricht sich selbst darüber aus in einem Brief vom 13. Februar 1887: „Die Aufforderung zur Arbeit ist allerdings ein Leitmotiv von „Rosmersholm“. Doch außerdem handelt das Stück von dem Kampf, den jeder ernsthafte Mensch mit sich selber zu bestehen hat, um seine Lebensführung mit seiner Erkenntnis in Einklang zu bringen. Die verschiedenen Geistesfunktionen entwickeln sich nämlich nicht nebeneinander und nicht gleichmäßig in einem und demselben Individuum. Der Aneignungstrieb jagt vorwärts von Gewinn zu Gewinn. Das Moralbewußtsein, das „Gewissen“ dagegen ist konservativ. Es hat seine tiefen Wurzeln in den Traditionen und in der Vergangenheit überhaupt. Hieraus entsteht der individuelle Konflikt.“ Ibsen schildert damit die eigene Entwicklung. Auch er hat sich nie ganz in seinem Innern von der Macht der alten Moral frei gefühlt. Sein Verstand zwar setzte die

Pflichten gegen sich selbst höher als die Liebespflicht gegen die Mitmenschen, aber sein Herz urteilte: „Das Schlimmste, was ein Mensch sich antun kann, ist, andern unrecht zu tun.“ (Brief vom 28. Dezember 1867.) Auch er besitzt wie Rosmer, wie Solneß ein „zart gebautes“ Gewisses, das sein Wollen lähmt, auch er geht durchs Leben „mit einer Leiche auf dem Rücken“ („Rosmersholm“ III), auch in ihm steckt etwas Gespensterhaftes, das er „nie so recht los werden kann“. (Gespenster II.)[1]) Frau Alving spricht des Dichters Meinung aus, wenn sie sagt: „Nicht nur das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, geht in uns um. Es sind alle erdenklichen alten, toten Ansichten und allerhand alter, toter Glaube und so weiter. Es lebt nicht in uns; aber es sitzt trotzdem in uns, und wir können es nicht loswerden.“ (Gespenster II.)[2])

Darüber daß die eigene Lebensbahn die anderer kreuzen muß, daß die Erfüllung des eigenen Berufs die Vernichtung fremden Lebensglückes fordert, daß man, um sich selbst durchzusetzen, über andere hinwegschreiten muß, darüber ist Ibsen nie hinweggekommen. Dieses Problem beschäftigt ihn aufs ernsteste noch in dem letzten Drama

---

[1]) VII, 47. [2]) VII, 47.

„Wenn wir Toten erwachen“. Scharf herausgearbeitet findet es sich namentlich auch in „Baumeister Solneß“.

Hilde: „Daß man nicht die Hand ausstrecken darf nach seinem eigenen Glück, nach seinem eigenen Leben! Bloß weil ein anderer im Wege steht, den man kennt.“

Solneß: „Einer, an dem vorbeizugehen man nicht das Recht hat.“

Hilde: „Ich möchte bloß wissen, ob man schließlich nicht doch das Recht dazu hätte.“ („Baumeister Solneß“ III.) [1])

Ibsen hat, wie außer ihm nur noch Nietzsche, die zwingende Macht der Tradition, die den fröhlichen Schaffensdrang des modernen Menschen lähmt, erkannt und bekämpft, hat die Geschichte als Ballast empfunden, der das nach dem Land der Zukunft segelnde Schiff der Menschheit auf den Grund zu ziehen droht. Die Pietät für das Herkommen ist die feindliche Gewalt, die sich Ibsens Lebenswerk, seinen Zukunftsideen hemmend in den Weg stellt und die er selbst in seinem Innern nie ganz zu besiegen vermocht hat. Wie ein Seufzer, der sich aus des Dichters eigener Brust losringt, klingen die Worte Marthas in den „Stützen der Gesellschaft“ (Akt IV): „Ach wie leiden wir hier unter dem Fluch des Herkommens und der Gewohnheiten!“ [2])

[1]) VIII, 422. [1]) VI, 249.

Pietätlosigkeit gegen die Geschichte verlangt Ibsen von den Berufenen und Rücksichtslosigkeit gegen die Gesellschaft, in der er lebt, sofern der Beruf dies fordert. Ibsen spricht sich darüber sehr klar in einem Brief an Brandes aus (25. September 1871): „Was ich Ihnen vor allen Dingen wünschen möchte, ist ein richtiger Vollblutegoismus, der für Sie die Triebfeder werden kann, auf eine Weile nur sich und Ihrer Sache Wert und Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht existierend zu betrachten. Halten Sie dies nicht für das Zeichen einer gewissen Brutalität in meiner Natur! Sie können ja doch Ihren Zeitgenossen auf keine bessere Weise nützen als durch Ausnützung des Metalles, das sie in sich tragen. Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt; ich habe es eigentlich nur so als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen, und hätte man den Mut, es ganz und gar außer Betracht zu lassen, so würde

man vielleicht den Ballast los, der am schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet.“ [1])

Ibsen fordert absolute Freiheit für das Individuum. Der einzelne muß völlig freien Spielraum zur Entfaltung der in ihn gelegten Keime, zur Ausübung der ihm verliehenen Kräfte haben. Darum kämpft Ibsen, namentlich in den sogenannten Gesellschaftsdramen, gegen jeden Zwang, den die Umwelt dem Individuum auferlegen will, gegen jede Schranke, die sie ihm setzen, gegen jede Fessel, mit der sie ihn hemmen will. Ibsen wußte, wie stark der Mensch im Bann des Milieus steht, in dem er lebt. Schon die natürliche Umgebung ist nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Menschen, noch viel stärker aber ist die Einwirkung der geistigen Atmosphäre, die der einzelne atmet. Sie kann erdrückend und erstickend für seine Eigenart sein. Das geistige Milieu der Heimat lastete auf dem Dichter. Darum zog er hinaus in die Fremde, um seine Individualität zu retten. Er fürchtete sich mit der Zeit der Umgebung zu „akklimatisieren“. Bewußt begab er sich in die Einsamkeit. Denn „der ist der stärkste Mann der Welt, der alleinsteht“. (Stockmann im „Volksfreund“ V.) [2])

[1]) X, 168. [2]) VII, 213.

Der Einsame ist frei von allen Rücksichten und Einflüssen. „Der Schriftsteller muß ja doch seine eigenen Wege, die Wege der Wildnis gehen — und je größer die Wildnis, um so dienlicher für ihn, wenn er seine Lebensaufgabe erfüllen will.“ (Rede 1898.)

Die Gesellschaft, d. h. der Kreis von Menschen, von Familien, dem der einzelne angehört, wirkt nivellierend, unterdrückt die Individualität. Die Gesellschaft sucht jedem ihr Gepräge aufzudrücken, zwingt ihn seine Eigenart zugunsten der Gesamtheit zu unterdrücken. Es bildet sich in ihr eine feste Sitte, der sich der einzelne unterwerfen, bestimmte Meinungen, Glaubenssätze, die jeder annehmen muß. Sie ist die Hüterin der Tradition. Denn das Althergebrachte beherrscht die Allgemeinheit, während das Neue nur in wenigen Köpfen entsteht. Nirgends ist der Zwang, den die Gesellschaft auf den einzelnen ausübt, drückender, nirgends deutlicher fühlbar als in der Kleinstadt, wo die Menschen eng beisammen wohnen und wo der große Gesichtskreis fehlt. In der Großstadt vermag der einzelne leichter sein eigenes Leben zu leben. Darum spielen die Gesellschaftsdramen Ibsens durchweg in den engen Verhältnissen norwegischer Kleinstädte.

Gleich in dem ersten dieser Dramen, den „Stützen

der Gesellschaft", wird die Frage klar gestellt: Was ist wertvoller, die Gesellschaft oder die Persönlichkeit? Soll der einzelne die Gesellschaft stützen oder soll er sich, seine Persönlichkeit gegen die Gesellschaft durchsetzen? Die Wagschale neigt sich entschieden auf die Seite der Persönlichkeit. Das Individuum verliert, wenn die Gesellschaft gewinnt. „Die Menschen müssen lernen gegenseitig ihre Ansprüche herabzustimmen, wenn sie in der Gesellschaft, der sie angehören, ihre Stelle ausfüllen wollen." („Stützen der Gesellschaft" II.)[1] Bernick, die „Stütze" der Gesellschaft, ein ursprünglich edel veranlagter Charakter, gerät, weil er in der Gesellschaft etwas gelten will, von Schritt zu Schritt mehr in ihren Bann, wird bis in sein innerstes Wesen hinein vergiftet, wird zum Lügner, Betrüger, ja beinahe zum Mörder. Erst am Schluß des Dramas erringt er sich selbst wieder, kommt er wieder zu seinem wahren Selbst, indem er durch eine öffentliche Beichte sich von der Gewalt, die die Gesellschaft auf ihn ausgeübt hat, frei macht. Es ist die nur auf Gewinn und Macht ausgehende, die Persönlichkeit als solche nicht achtende, sondern nur ihren Zwecken dienstbar machende kapitalistische Gesellschaft, der in diesem Drama der Fehdehandschuh

[1]) VI, 211.

hingeworfen wird. Den Grundsatz dieser Gesellschaft spricht Bernick selbst aus: „Ja, wenn's nun einmal nicht anders sein kann, so muß der Kleinere dem Größeren Platz machen; der Einzelne muß in Gottes Namen dem Allgemeinen geopfert werden." (Akt II.)[1]) Nach diesem Grundsatz handelt er, wenn er die Existenz des Arbeiters, die Liebe eines Weibes, die Ehre, ja selbst das Leben des Bruders dem Geschäft, der Gesellschaft opfert, wenn er Frau und Kind im Interesse der Gesellschaft knechtet.

Wer die Zukunft schaffen will, muß mit der Gesellschaft der Gegenwart brechen. Sonst wird er vom herrschenden Führer zum dienenden Werkzeug der Gesellschaft. Bernick schildert diesen Gang seiner eigenen Entwicklung im vierten Akt:

„Du kannst es nicht begreifen, wie unsagbar einsam ich hier stehe in dieser engherzigen, impotenten Gesellschaft — wie ich Jahr für Jahr meine Ansprüche an eine mich ganz ausfüllende Lebensaufgabe herabstimmen mußte. Würde ich den Stimmungen und Anschauungen, die gerade den Tag beherrschen, nur um einen Schritt vorangehen, so wär es aus mit meiner Macht. Weißt du, was wir sind, wir, die als Stützen der Gesellschaft gelten?

[1]) VI, 189.

Wir sind die Werkzeuge der Gesellschaft." („Stützen der Gesellschaft" IV.)

Mit bitterer Ironie hat Ibsen im „Volksfeind" den Zwang geschildert, den die Gesellschaft mit Hilfe der „öffentlichen Meinung" und ihres Organs, der „freien unabhängigen Presse" auf den einzelnen ausübt. Sie unterdrückt nicht nur die freie Meinungsäußerung, macht den mundtot, der sich gegen sie auflehnt, sie knechtet auch das Urteil selbst, sie verlangt von dem einzelnen absolute Unterwerfung unter ihre Autorität, erwartet, daß er gegen seine eigene innere Überzeugung, gegen sein Gewissen, seine Ehre denkt, spricht, handelt, wenn es das Interesse der „Gesellschaft" fordert. Naiv sprechen die beiden Bürger ihre Urteilslosigkeit selbst aus:

„Aber er hat doch unrecht; das hat im „Volksboten" gestanden," so sagt der eine und: „Ja, diesmal muß er wirklich unrecht haben, denn weder der Verein der Hausbesitzer noch der Bürgerklub wollten ihm ihren Saal leihen," so antwortet der andere. („Volksfeind" IV.)[2]) Von allen Seiten wird dem „Volksfeind" Stockmann erklärt, daß man nicht anders gegen ihn handeln könne, weil man nicht anders „dürfe" mit „Rücksicht auf die

[1]) VI, 253. [2]) VII, 167.

öffentliche Meinung.“ Die „freie unabhängige“ Presse „darf“ den Artikel Stockmanns nicht drucken, der Buchdruckereibesitzer „darf“ seine Offizin zu so etwas nicht hergeben. Die Schulleiterin „muß“ die Tochter des „Volksfeindes“ entlassen. Der Großkaufmann Vik „darf“ Forster, den Freund des Ausgestoßenen, Verfehmten, nicht als Kapitän behalten. Sie sind alle ganz tüchtige, gutmütige, ehrenwerte Leute, aber sie sind Sklaven der öffentlichen Meinung. Mit Recht kann der Stadtvogt seinem Bruder gegenüber behaupten: „Alle rechtschaffenen Bürger werden aufgefordert, Dich nicht zu nehmen; und ich schwöre darauf, daß kein einziger Hausvorstand sich getraut, seine Unterschrift zu verweigern; man darf es ganz einfach nicht.“ („Volksfreund“ V.)[1] Eine „wohlgeordnete Gesellschaft“, so lehrt derselbe Stadtvogt, duldet nicht, daß einer „seine eigenen Wege geht“, sondern „der einzelne muß sich durchaus dem Ganzen unterordnen“. („Volksfeind“ I.)[2] Besonders aber hat ein „Angestellter“, ein Beamter, nicht das Recht „eine separate Überzeugung zu haben“, so auch nicht der Pfarrer als Diener der Gemeinde. Persönlich würde Pastor Manders in den „Gespenstern“ keinen Anstoß nehmen das Asyl versichern

[1]) VII, 198. [2]) VII, 104.

zu lassen, aber er darf es nicht mit Rücksicht auf die Gemeinde.

Frau Alving: Meinen Sie, daß wir anders können?

Manders: Nein — wir können eigentlich nicht anders. Wir dürfen uns doch keiner schiefen Beurteilung aussetzen; und wir dürfen auch auf keinen Fall der Gemeinde ein Ärgernis geben.

Frau Alving: Sie als Pfarrer vor allen Dingen nicht.

(„Gespenster" I.)[1])

Derselbe Pfarrer Manders unterwirft auch sein Denken, ist in seinem Urteil abhängig von dem Urteil anderer.

Manders: Ich habe genügend über diese Schriften gelesen, um sie zu verdammen.

Frau Alving: Ja, aber Ihre eigene Meinung?

Manders: — es gibt gar manche Fälle im Leben, wo man sich auf andere verlassen muß. Das ist nun einmal so und das ist gut. Was sollte auch sonst wohl aus der menschlichen Gesellschaft werden.

(„Gespenster" I.)[2])

Solche Sklaven der öffentlichen Meinung aber erscheinen Ibsen als „geistiger Pöbel".

Stockmann: weil er die Gedanken seiner Vorgesetzten denkt, und weil er stets der Meinung seiner Vorgesetzten ist. Leute, die das tun, sind geistiger Pöbel.

(„Volksfeind" IV.)[3])

Auch Frau Alving, die sich zu selbständigem Denken durchgerungen hat, findet nicht den Mut sich offen gegen

[1]) VII, 22. [2]) VII, 17. [3]) VII, 183.

die von ihr als falsch erkannte Sittlichkeit der Gesellschaft aufzulehnen. Sie ist in dieser Beziehung feige wie die stolze Generalstochter Hedda Gabler, die von der Furcht vor dem Skandal gepeinigt wird. Freilich, es gehört Mut und Kraft dazu und das Bewußtsein, eine Lebensaufgabe zu haben, wenn man sich der öffentlichen Meinung frei und unabhängig gegenüberstellen will. Stockmann wagt es in froher Kampfeslust und mit unbeugsamem Willen, und von den Frauen Nora und Thea Elvsted, die Freundin Lövborgs in „Hedda Gabler". Jene kündigt der Sitte den Gehorsam auf, als sie das Haus ihres Mannes und ihrer Kinder verläßt, und diese opfert ohne Bedenken ihren Ruf, um dem Freunde sein Lebenswerk schaffen zu helfen.

Aber nicht nur die große Gesellschaft, auch die Partei, die Vereine, der kleine Kreis von Gesinnungsgenossen und Gleichdenkenden bildet eine schwere Gefahr für die freie Entfaltung des Individuums. Ibsen haßt alle Parteien und hat zu wiederholten Malen nachdrücklich erklärt, daß er nie einer Partei angehört habe. Als er hört, Brandes habe einen Verein gegründet, warnt er ihn sofort: „Ich höre, Sie haben einen Verein gegründet. Bauen Sie nicht unbedingt auf jeden, der sich Ihnen

anschließt. Ob Ihre Position dadurch gestärkt wird, weiß ich auch nicht; mir wenigstens scheint, der Einsame ist der Stärkste." (Brief vom 4. April 1872.)[1]) Die Partei duldet keine individuelle, sondern nur eine Parteimeinung. Sie kennt nur Zahlen, keine Persönlichkeiten. Bei ihr entscheidet die Majorität. Die neuen, fortschrittlichen Gedanken aber entstehen in den Köpfen weniger, denen die Masse nur langsam zu folgen vermag. Diese wenigen allein sind die Zeitgemäßen, die ihre Zeit verstehen, die Zukunft ahnen und vorbereiten. Darum bekämpft Ibsen wie Stockmann die „verfluchte, kompakte liberale Majorität" als den „gefährlichsten Feind der Wahrheit und Freiheit" und verkündet: „Die Mehrheit hat die Macht — leider Gottes —, aber das Recht hat sie nicht. Das Recht habe ich und noch ein paar andere. Die Minorität hat immer Recht." („Volksfeind" IV.)[2]) Daß Stockmann damit des Dichters eigene Meinung ausspricht, zeigen folgende Briefstellen:

„Die Minorität hat immer recht. Selbstverständlich denke ich nicht an die Minorität von Stagnationsmännern, welche von der großen Mittelpartei, die man bei uns die Liberalen nennt, achteraus gesegelt sind; sondern ich meine

[1]) X, 185. [2]) VII, 178.

die Minorität, die vorausgeht, wo die Mehrheit noch nicht hingelangt ist. Ich meine, das Recht hat der, der am innigsten mit der Zukunft im Bunde ist." (Brief vom 3. Januar 1882.)[1])

„— ich bleibe dabei, daß ein geistiger Vorpostenkämpfer nie eine Mehrheit um sich sammeln kann. In zehn Jahren steht vielleicht die Mehrheit auf dem Standpunkt, auf dem der Doktor Stockmann bei der Volksversammlung stand. Aber in diesen zehn Jahren ist der Doktor ja nicht still gestanden; er hat abermals einen Vorsprung von zehn Jahren vor der Mehrheit der Masse, die Menge holt ihn nie ein: er kann nie die Mehrheit für sich haben. Was meine eigene Person betrifft, so habe ich jedenfalls die Empfindung solch eines unaufhörlichen Vorwärtsschreitens. Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb, da steht jetzt eine recht kompakte Menge. Aber ich selbst bin nicht mehr da —, ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe." (Brief vom 12. Juni 1883.)[2])

Die Partei macht unfrei, nivelliert. „Eine Partei, die ist wie ein Mörser; darin werden alle Köpfe zu einem Brei zusammengestampft; und deshalb sind sie auch

[1]) X, 306. [2]) X, 327.

alle Schwachköpfe und Flachköpfe, einer wie der andere." (Stockmann im „Volksfeind" V.)[1])

Die Partei ist eine Feindin des Neuen, eine Feindin der Entwicklung, weil diese die Partei sprengt. Stockmann will zeigen, „daß die Parteiprogramme allen jungen, lebensfähigen Wahrheiten den Hals umdrehen", und er macht schließlich die große Entdeckung: „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher allein steht." Denn der Einsame allein vermag sein eigenes Leben zu leben, vermag sich selbst treu zu sein. Die Anhängerschaft bedeutet eher eine Gefahr als einen Gewinn. Denn sie kann dem Führer nicht im Tempo seiner Entwicklung folgen, bildet daher leicht ein Hemmnis seines Fortschreitens, trübt die Klarheit und Reinheit seiner Gedanken.

Nicht eine Partei soll der Auserwählte gründen, er kann höchstens einen kleinen Kreis von Jüngern um sich sammeln. Rosmer zieht sich aus dem Parteileben, dessen demoralisierende Wirkung an Rektor Kroll prächtig illustriert ist, zurück, um „Adelsmenschen" zu bilden. Ibsens Gedanken treffen auch in diesem Punkt wieder mit denen seines großen Zeitgenossen zusammen. Die Zarathustraworte: „Nicht zum Volke rede Zarathustra, sondern zu

[1]) VII, 196.

Gefährten! Nicht soll Zarathustra einer Herde Hirt und Hund werden!" „Gefährten sucht der Schaffende und nicht Leichname, und auch nicht Herden und Gläubige. Die Mitschaffenden sucht der Schaffende, die, welche neue Werte auf neue Tafeln schreiben," sie könnten, dem Inhalt nach auch aus Ibsens Munde stammen.

Die Partei, die Ibsen besonders haßt, das ist die Partei der Liberalen. Denn sie haben die Freiheit auf ihre Fahnen geschrieben, aber ohne die wahre Freiheit zu kennen, ohne sie ernstlich zu wollen. Sie sind also Heuchler, sie versündigen sich gegen das, was Ibsen das heiligste ist, gegen die Wahrheit. Es ist ihnen nicht um die allgemeine, sondern nur um die eigene Freiheit zu tun. Sie wollen nicht die Freiheit, sondern „Freiheiten", d. h. Privilegien. Ihr Freiheitsstreben ist nichts anderes als ein Machtstreben. Diejenigen, die die Macht nicht besitzen, rufen, wie Ibsen im „Bund der Jugend" zeigt, nach der Freiheit, aber nicht aus Liebe zur Freiheit, sondern um die andern aus ihrer Machtstellung zu verdrängen und selbst in den Besitz der Macht zu gelangen. Ihr Regiment wird dann nicht um einen Grad freiheitlicher sein als das ihrer Vorgänger. Wie Lessing dem Besitz der Wahrheit das Suchen nach ihr vorzieht, so

betrachtet Ibsen den Besitz der Freiheit als eine Gefahr, das Freiheitsstreben allein scheint ihm wertvoll. Denn der Freiheitsbegriff ist in steter Entwicklung begriffen. Was wir heute als Freiheit betrachten, wird der Zukunft als unerträglicher Zwang erscheinen. Darum ist der allein der Fortschrittliche, der nach der Freiheit strebt.

„Das einzige, was ich an der Freiheit liebe", schreibt Ibsen am 20. Dezember 1870 aus Rom an Brandes, „ist der Kampf um sie, aus dem Besitz mache ich mir nichts." [1])

„Ich werde nie dafür zu haben sein, die Freiheit gleichbedeutend mit politischer Freiheit zu machen. Was Sie Freiheit nennen, nenne ich Freiheiten; und was ich den Kampf für die Freiheit nenne, ist doch nichts anderes als die ständige, lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt als das zu Erstrebende, der besitzt sie tot und geistlos, denn der Freiheitsbegriff hat ja doch die Eigenschaft, sich während der Aneignung stetig zu erweitern, und wenn deshalb einer während des Kampfes stehen bleibt und sagt: jetzt habe ich sie! — so zeigt er eben dadurch, daß er sie verloren hat." (Brief vom 17. Februar 1871.) [2])

[1]) X, 156. [2]) X, 159.

Ibsens Freiheitsstreben ist kein politisches, es ist weit allgemeiner, umfassender, revolutionärer als das der „Liberalen", es ist gerichtet auf die Beseitigung aller Schranken, die das künstlerische Ausreifen, die freie Entfaltung der Persönlichkeit hemmen. In demselben Briefe an Brandes schreibt der Dichter: „Wovon wir bis heute leben, das alles sind ja doch nur Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und an der Kost haben wir doch lange genug gekaut und wiedergekaut. Die Begriffe verlangen einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußeren, im Politischen u. s. w. Aber all dergleichen ist Lappalie. Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes."[1])

Ibsen will nicht Freiheit im Staat, sondern Freiheit vom Staat. „Der Staat muß weg! Bei der Revolution tue ich auch mit! Untergrabt den Staatsbegriff, stellt die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für ein

[1]) X, 156.

Bündnis einzig Entscheidende auf —, das ist der Anfang einer Freiheit, die etwas wert ist!" „Der Staat hat seine Wurzel in der Zeit, er wird seinen Gipfel in der Zeit haben." (Brief an Brandes vom 17. Februar 1871.)[1]) Ibsen haßt also den Staat, weil ihm der einzelne nicht freiwillig, sondern gezwungen angehört, weil der Begriff des Staates und der der Nation sich nicht decken. Er haßt ihn ferner, weil er die Individuen nur zählt, nicht wertet, weil er ein Gleichmacher ist, weil sein Ideal die Disziplin, die Uniform ist, weil er die Persönlichkeit knechtet.

„Es liegt aber für das Individuum absolut keine Vernunftnotwendigkeit vor, Bürger zu sein. Im Gegenteil. Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Stärke als Staat erkauft? Mit dem Aufgehen der Individuen in den politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat." (Brief vom 17. Februar 1871.)[2])

„Für jeden Fuß den gleichen Schritt,
Den gleichen Takt für jedes Knie, —
So will's des Staates Philosophie."
„Die Freiheit haßt er (der Staat) bis aufs Blut
Die Gleichheit aber schmeckt ihm gut;
Doch Gleichheit kann nicht sein, bevor
Nicht, was uneben, glattgebohnt wird."

[1]) X, 160. [2]) X, 159.

„Sein Ich soll keiner frei entfalten
Noch sich erhöhn, noch aber sich spalten,
Vielmehr sich schlicht im Haufen halten."
„Erst in die Zeitmontur hinein
Vom Korporalstock muß den Herden
Der Marschtakt eingeprügelt werden,
Denn unser Führerideal
Ist heutzutag der Korporal."

(Brand V.) [1])

Denselben glühenden Haß gegen den modernen Staat mit seinem Heer und seinem Beamtentum atmet vor allem auch der bekannte „Ballonbrief" aus dem Jahre 1870.

„Gott sitzt wieder auf dem Thron,
Wieder duckt sich die Person
Ins Gewühl, das um ihn wabbelt,
Girrt und gräbt und wühlt und krabbelt,
Seiner Knechtschaft dumpf zufrieden."

Der Dichter verachtet die Siege Bismarcks und Cavours, weil sie die Siege nicht persönlichen Mutes, sondern des berechnenden Verstandes sind, weil sie die Siege nicht von Helden, sondern Siege der Zahl sind. Es kommt ihm nicht darauf an, daß der Staat mächtig ist, sondern daß in der Nation große Persönlichkeiten leben und wirken können.

„Ja, was macht ein Werk wohl groß?
Nicht was es an Großem wirkt,

[1]) IV, 158, 160, 163, 164.

Sondern was in seinem Schoß
An Persönlichem sich birgt."
(Ballonbrief.) [1])

Die Aufgabe des Staates kann daher nur darin bestehen das innere, geistige Leben der Nation zu fördern, damit innerlich reiche Persönlichkeiten gedeihen können. Tut ein Staat das nicht, ist er nur auf seine äußere Größe bedacht, so hat er keine Existenzberechtigung.

„Solange die Staatsgewalten sich nur dazu berufen glauben, das Gedeihen des Staatsverbandes zu fördern, und nicht das Leben der Nation und seine Entwicklung auf dieselbe Stufe stellen, solange haben sie nur die eine und kaum die wesentlichste Hälfte ihrer Aufgabe gelöst." (Rede an Munchs Grab in Rom 1865.) [2])

Ibsen ist im Grunde seines Wesens eine gänzlich unpolitische Natur, er ist, wie er es selbst einmal ausdrückt, „ein Heide auch auf politischem Gebiet," [3]) er bleibt auch in seinen politischen Ansichten Künstler, wie umgekehrt Björnson auch in seinen Dichtungen nie den Politiker verleugnet. Für das, was seine Zeit und Nation als Aufgabe des Staates betrachtete, hatte Ibsen kein Interesse. Wenn der Staat nicht kulturfördernd und bildend wirkte, wenn er die Nation nicht zu der ihr vom

[1]) I, 128. [2]) I, 451. [3]) Brief v. 28. März 1884, X, 337.

Schicksal bestimmten Aufgabe erzog, so war er nach Ibsens Anschauung zu bekämpfen. Unter Kultur aber versteht Ibsen künstlerische Kultur, unter einem kulturell hochentwickelten Volke ein Volk, das viele Menschen mit reichem Innenleben hervorbringt. Als Rom 1870 politische Größe erlangt, bedauert Ibsen das. Denn „für jeden Staatsmann, der da unten ersteht, wird ein Künstler zugrunde gehen." (Brief an Brandes vom 20. Dezember 1870.)

Ibsen war also kein Patriot im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Denn wir verstehen unter Patriotismus heute meist nur die an die Grenzen und Interessen des Staates geknüpfte Vaterlandsliebe. Daß in Ibsen jedoch eine tiefe, unbezwingliche Liebe zur Heimat lebte, darauf haben wir schon hingewiesen. Ebenso besaß er ein sehr ausgeprägtes Nationalitätsbewußtsein, das jedoch im Laufe der Zeit verschiedene Wandlungen durchmachte. Es war zuerst ein spezifisch norwegisches Nationalitätsgefühl, wurde dann zu einem allgemein nordischen, skandinavisch-dänischen Patriotismus, der gelegentlich des Krieges von 1864 in Äußerungen des bittersten Hasses gegen Deutschland sich äußerte, um endlich zu einem allgemein germanischen Stammesgefühl zu werden.

Die wichtigste politische Frage unserer Zeit, die soziale,

die Frage nach der Zukunft des Arbeiterstandes, hat Ibsen nie als dramatisches Problem gewählt. Nur andeutungsweise wird das Thema angeschlagen in den „Stützen der Gesellschaft".

Der seine ganze Umgebung den eigenen egoistischen Interessen dienstbar machende Kapitalist Bernick betrachtet natürlich auch den Arbeiter nur als Mittel, als Werkzeug, mit dem man rücksichtslos schalten und walten kann. Aus öffentlichen Reden und privaten Äußerungen des Dichters geht jedoch zweifellos hervor, daß er in dem Kampfe zwischen Arbeiterstand und Bürgertum entschieden auf Seite des ersteren steht. Ibsen kämpft ja für die Freiheit des Individuums, die individuelle Freiheit des Arbeiters aber ist in vieler Hinsicht noch von engen Schranken umgeben, darum ist Ibsen notwendig ein Arbeiterfreund. Ibsen bekämpft die heutige Form der Gesellschaft. Dasselbe tut der Sozialismus, wenn auch aus anderen Gründen. So kommt Ibsen, freilich auf anderem Wege, zum Teil zu denselben Resultaten wie die Sozialisten. Ein Brief an den norwegischen Arbeiterführer Dr. Oskar Nissen vom 20. März 1888 lautet:

„Mit besonderer Freude habe ich an meinem sechzigsten Geburtstage Ihr Begrüßungstelegramm des Chri-

stianiaer Arbeitervereins empfangen, und ich spreche hierdurch meinen herzlichsten Dank dafür aus.

Leider liegt es nicht im Bereich meiner Fähigkeiten, direkt für das Wohl des Arbeiterstandes zu wirken.

Aber ich bitte Sie, den Mitgliedern des Vereins zu sagen, daß von allen Ständen unseres Landes es der Arbeiterstand ist, der meinem Herzen am nächsten steht, und ich bitte Sie hinzuzufügen, daß in der Zukunft, an die ich glaube und auf die ich hoffe, dem Arbeiter Lebensbedingungen und eine soziale Lage vorbehalten sein werden, die ich mit lebhafter Freude willkommen heiße."[1])

In der Rede an den Verein Drontheimer Arbeiter am 14. Juni 1885 heißt es:

„Die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die sich jetzt draußen in Europa vorbereitet, beschäftigt sich im wesentlichen mit der zukünftigen Stellung des Arbeiters und der Frau. Diese Umgestaltung ist's, auf die ich hoffe und harre, und für sie will ich wirken und werde ich wirken mein Lebenlang nach besten Kräften."[2])

In der Berichtigung eines Interviews über seine Stellung zur Sozialdemokratie sagt Ibsen:

„Ich habe nicht gesagt, daß ich die sozialdemokratische

[1]) X, 374. [2]) I, 457.

Frage nie studiert habe. Im Gegenteil, ich habe mit großem Interesse und nach besten Kräften versucht, mich mit den verschiedenen Seiten dieser Frage vertraut zu machen."

„Tatsächlich habe ich meine Überraschung darüber ausgedrückt, daß gerade ich, der es sich vor allen Dingen zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Charaktere und Schicksale von Menschen zu schildern, ohne bewußte oder direkte Absicht, etwas dergleichen anzustreben, in gewissen Punkten doch zu demselben Resultat gekommen bin, wie die sozialdemokratischen Moralphilosophen durch wissenschaftliche Forschung." Die Überraschung darüber aber ist ihm zugleich eine „Genugtuung". (Brief vom August 1890.)[1])

Nur scheinbar stehen mit solchen Äußerungen die Worte Stockmanns in Widerspruch, der es als eine Lüge bezeichnet, „daß die Unwissenden und Unfertigen innerhalb der Gesellschaft dasselbe Recht haben zu verdammen und anzuerkennen, zu regieren und zu beschließen wie die kleine Zahl der vornehmen Persönlichkeiten." („Volksfeind" IV.)[2]) Denn wenn Ibsen verlangt: „es muß ein adliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertretung und in unsere Presse

[1]) X, 390. [2]) VII, 180.

kommen," so denkt er dabei „natürlich nicht an den Adel der Geburt und auch nicht an den Geldadel, nicht an den Adel der Wissenschaft und nicht einmal an den Adel des Genies und der Begabung," sondern er denkt „an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung." Dieser Adel aber, hofft er, werde von zwei Seiten kommen, von den Frauen und von den Arbeitern. (An den Verein Drontheimer Arbeiter 1885.)[1])

Wie der Staat, so bedroht auch die Kirche die Freiheit des Individuums. Auch sie achtet nicht die Individualität, sie sucht den einzelnen unter ihre Autorität zu beugen, knechtet sein Denken und Wollen, indem sie allgemeine Normen des Glaubens und Handelns aufstellt. Darum fordert Ibsen die „rücksichtslose Zertrümmerung und gründliche Ausrottung dieses ganzen düstern mittelalterlichen Mönchtums, das die Anschauung verengt und die Köpfe verfinstert."[2]) Aber Ibsen kämpft nicht gegen die Religion überhaupt, auch nicht gegen das Christentum selbst, sondern nur gegen die Form, die es zu seiner Zeit angenommen oder vielmehr behalten hat. Das Christentum hat nicht mit der Entwicklung Schritt gehalten, es ist hinter der Zeit zurückgeblieben, es ist veraltet, leichen-

[1]) I, 457. [2]) Brief v. 9. Dez. 1879, X, 279.

haft. Eine neue Zeit aber verlangt auch einen neuen Gott. In den beiden Dramen, die sich am tiefsten mit Religion beschäftigen, in „Brand“ und „Kaiser und Galiläer“ fordert Ibsen Umformung, Erneuerung, Verjüngung des christlichen Glaubens, und er sieht in dem letzteren Drama das Ziel der Entwicklung in einer Verschmelzung von Christentum und Heidentum, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit. In Ibsen selbst waren eben christliches Asketentum und heidnische Schönheitsfreude miteinander gepaart.

Über seine eigenen religiösen Gefühle und Gedanken schweigt der Dichter, aber wir dürfen bei der Verschlossenheit seiner Natur daraus nicht auf das Fehlen eines religiösen Innenlebens bei ihm schließen. Vereinzelt finden sich Stellen in seinen Werken, die auf pantheistische Neigungen deuten, so die folgende im „Brand“:

„Unsre Kirche hat kein Ende.
Estrich ist die grüne Wiese,
Matte, Aue, Meer und Fjord,
Und allein des Himmels Wände
Wölben sich darüber fort.“ („Brand“ V.)[1])

[1]) IV, 175.

Je enger eine Gemeinschaft ist, desto stärker, fühlbarer kann der Druck werden, den sie auf den einzelnen ausübt. Darum kann die Familie eine schwere Gefahr für die individuelle Freiheit bilden. Ein Mann darf nicht den Bruch mit der Familie scheuen, wenn es sich um seinen Beruf handelt, die Rücksicht auf die Familie darf ihn nicht an der Erfüllung seiner Lebensaufgabe hindern. Ibsen hat sich selbst von dem Elternhaus losgelöst, so schwer es ihm geworden ist, um seinen Weg ungehindert gehen zu können. Die Berufspflicht geht ihm über die Pflicht der Pietät. Ebenso handelt Stockmann, er weicht nicht von der Wahrheit, wenn er damit auch die Existenz seiner Familie bedroht.

Stadtvogt: „Ein Familienvater darf nicht so handeln, wie Du es tust. Das darfst Du nicht Thomas.

Stockmann: Ich darf nicht? Es gibt nur eins, was ein freier Mann nicht darf; und weißt Du, was das ist?

Stadtvogt: Nein.

Stockmann: Natürlich. Aber ich will es Dir sagen. Ein freier Mann darf sich nicht wie ein Lump besudeln; er darf sich nicht so benehmen, daß er sich selbst ins Gesicht spucken müßte."

Das Ideal einer Familie ist für Ibsen eine solche, in der alle Familienglieder, auch die Kinder volle Freiheit besitzen, sich innerlich ungehindert entwickeln und entfalten können. Die Verwirklichung dieses Ideals aber liegt in der Zukunft, in der Gegenwart ist die Regel, daß das Familienhaupt die Familie knechtet, die Individualität der Familienmitglieder unterdrückt. Das typische Beispiel eines solchen Familientyrannen ist Bernick in den „Stützen der Gesellschaft", der in naivem Egoismus alle seine Angehörigen seinen Zwecken dienstbar macht, ohne sich darum zu kümmern, ob er nicht dadurch das Beste in ihnen vernichtet.

Wie Bernick, so tyrannisiert Kroll seine Familie, er rühmt selbst, daß in seinem Hause immer Gehorsam und Ordnung geherrscht haben, daß es nur einen einträchtigen Willen und nur eine Meinung gegeben hat und der Vorwurf, er „tyrannisiere die Jugend", erscheint ihm lächerlich. „Gerad' als ob das nicht nötig wäre."

Ein solcher Familienvater ist auch Noras Vater, von dem diese erzählt: „Als ich zu Hause bei Papa war, teilte

er mir alle seine Ansichten mit, und so bekam ich dieselben Ansichten. War ich aber einmal anderer Meinung, so verheimlichte ich das; denn es wäre ihm nicht recht gewesen." (Nora III.)[1])

Von solchen Menschen aber gilt dasselbe, was Gregers Werle seinem Vater vorwirft: „Wenn ich auf deinen ganzen Wandel zurückblicke, so ist mir's, als sehe ich ein Schlachtfeld voll hingemordeter Menschenlose." (Wildente I.)[2]) Ibsen verlangt Freiheit auch für die Jugend, denn durch Zwang können die zarten Entwicklungskeime leicht zerstört werden. Die Erziehung soll nicht den Heranwachsenden in eine bestimmte Bahn zu zwingen suchen, sie soll nur der selbständigen Entwicklung ratend und fördernd zur Seite stehen. Allmers spricht Ibsens Erziehungsideal aus, als er von Klein Eyolf sagt: „Ich will versuchen Klarheit zu bringen in all die reichen Möglichkeiten, die in seiner Kinderseele dämmern. Was er nur an edeln Kernen in sich trägt, das will ich zum Wachstum bringen, — es soll Blüten treiben und Früchte tragen."

„Eyolf soll mein Lebenswerk wieder aufnehmen. Wenn er will, heißt das. Oder er soll etwas wählen

[1]) VI, 367. [2]) VII, 240.

dürfen, was ganz und gar aus ihm kommt. Das wäre vielleicht das Beste." („Klein Eyolf" I.)[1])

In ähnlicher Weise drückt sich Stockmann seinen Söhnen gegenüber aus: „Ich selbst will Euch unterrichten, d. h., Ihr sollt nicht irgendwelches gleichgültige Zeugs lernen — aber ich will Euch zu freien, vornehmen Männern machen." („Volksfeind" V.)[2]) „Freiluftjungen" sollen sie werden.

Es ist, nach des Dichters tiefster Überzeugung, ein vergebliches und verderbliches Beginnen, wenn Eltern ihren Kindern eine Lebensaufgabe aufzwingen wollen, die nicht aus deren eigenem Innern geboren ist. Umsonst müht sich Frau Borkmann ihrem Sohn die Wiederherstellung der Familienehre als Lebensinhalt zu setzen, er reißt sich von ihr los, um sein eigenes Leben zu leben. („Gabriel Borkmann" V.)

Schwer lastet die Familientradition auf den schwachen Schultern Rosmers, aber er versucht es wenigstens sie abzuschütteln. („Rosmersholm.") Nach seiner Wandlung, nach der erlösenden Beichte gelangt Bernick zu der wahren Erkenntnis: „Künftig sollst du aufwachsen dürfen nicht als Erbe meiner Lebensaufgabe, sondern als ein

[1]) IX, 21 f. [2]) VII, 211.

Mensch, der seine eigene Lebensaufgabe haben wird." (Bernick zu seinem Sohn Olaf, „Stützen der Gesellschaft" IV.)[1])

Wie die Erziehung, wie die Familie, so muß vor allem die Ehe auf dem Prinzip der Freiheit beruhen. „Auf beiden Seiten muß volle Freiheit herrschen." („Nora" III.) Die Ehe in unserer heutigen, kapitalistischen Gesellschaft aber beruht nicht auf diesem Prinzip, sie bedeutet vielmehr für die Frau meist eine Knechtschaft. Die Männer betrachten die Frau nicht als Persönlichkeit, sondern als Sache, als Ware, als Genußmittel.

Lona Hessel: „Eure Gesellschaft ist eine Gesellschaft von Hagestolzen; ihr seht die Frau nicht."
(„Stützen der Gesellschaft" IV.)[2])

Sehr bezeichnend ist, was Frau Elvstedt von ihrem Mann sagt: „Er sieht in mir sicher nur etwas, das ihm nützt. Und dann kostet es nicht viel, mich zu halten. Ich bin billig. („Hedda Gabler" I.)[3])

Die Ehe wird vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, der Abschluß der Ehe ist ein Geschäft, ein Handel. Die Frau verkauft sich oder wird verkauft, bezw. gekauft. Dagegen aber lehnt sich der Romantiker

[1]) VI, 270. [2]) VI, 271. [3]) VIII, 253.

Ibsen auf. Wenn die Ehe nicht auf übermächtiger, unbezwinglicher Liebe beruht, so ist sie eine Lüge.

„Damals als du mich kaufteſt," sagt Ellida und meint damit, damals als wir den Ehebund schlossen. Dieser Ehebund erscheint ihr als ein Handel, den man wieder rückgängig machen kann. Schon in der „Komödie der Liebe" und in einer Episode des „Bunds der Jugend" kämpft Ibsen gegen die gewöhnliche niedrige Auffassung der Ehe und für die Gleichberechtigung der Frau neben dem Manne, mit ganzer Kraft und Klarheit aber wird die Frage aufgerollt in der „Nora". Sie tritt zum Schluß auf als Anklägerin gegen die Männer, gegen ihren Vater wie ihren Gemahl auf. Beide haben sie betrachtet als ein Ding zu ihrer Freude gemacht, als ein Genußobjekt zur Verschönerung ihres eigenen Daseins. Daß sie eigene Ansichten, eigene Ansprüche an das Leben haben könne, ein solcher Gedanke wäre ihnen absurd vorgekommen. Tiefe Erlebnisse öffnen der Frau, die dieses Verhältnis als das natürliche betrachtet hatte, die Augen und sie erkennt erschreckt den brutalen Männeregoismus. Nun aber lehnt sie sich dagegen auf, sie will nicht mehr als Puppe, als Spielzeug behandelt werden, sondern als Mensch, als Persönlichkeit. Als gleichgewertet verlangt sie

wie Selma („Bund der Jugend") neben ihrem Manne zu stehen, sie will in seine Tätigkeit eingeweiht, seine Mitarbeiterin sein, Anteil haben an seinen Leiden und Freuden. Mit demselben naiven Egoismus wie Helmer in der „Nora" betrachten die Frau Jörgen Tesman und Assessor Brack in „Frau Hedda Gabler". Die Furcht, die Sklavin dieser Egoisten zu werden, ist es, die Hedda Gabler in den Tod treibt. Das Frauenideal solcher Männer nennt uns Bernick, wenn er von seiner Frau sagt:

„Betty ist gut und fügsam. Und wie sie im Laufe der Jahre gelernt hat, ihr Wesen meiner Eigenart anzupassen." („Stützen der Gesellschaft" II.)[1] Wie wenig sie überhaupt daran denken, ein persönliches Recht der Frauen anzuerkennen, geht aus einem Gespräch zwischen Bernick und Johannes über Martha hervor.

Auf die Frage seines Bruders, ob die Tätigkeit Marthas an der Schule ihrer Gesundheit nicht schädlich sei, meint Bernick:

„Ach, was ihre Gesundheit anbetrifft, so könnte sie immerhin dabei bleiben. Aber es ist unangenehm für mich." An Kleidung und Essen fehle es ihr ja nicht, „und ein alleinstehendes Frauenzimmer, was braucht

[1]) VI, 210.

die mehr?" Als Johannes auf die naiv egoistischen Worte Bernicks: „Weißt du, in einem großen Haus wie dem unsrigen, da ist es immer gut, so einen einfachen Menschen zu haben, den man zu allen verwenden kann," bemerkt: „Ja, aber sie —?" ist dieser zunächst ganz verblüfft:

„Sie? Was denn? Nun ja, sie hat natürlich auch was, wofür sie sich interessiert, sie hat ja mich und Betty und Olaf und mich. Die Menschen müssen nicht immer in erster Reihe an sich selber denken, und am allerwenigsten die Frauenzimmer." („Stützen der Gesellschaft" II.)[1])

Frau Alving in den „Gespenstern" ist das erschütternde Beispiel dafür, wie tief eine Frau unter dem Zwang der Ehe zu leiden haben kann. Denn durch das von Gesetz und Sitte vorgeschriebene Zusammenbleiben mit einem ihrer unwürdigen Mann erniedrigt sie sich selbst. Mit Absicht stellt der Dichter dieser Ehe die „wilden" Ehen gegenüber, die Oswald in Pariser Künstlerkreisen kennen gelernt hat. Es war natürlich falsch, Ibsen deshalb, wie viele Kritiker getan haben, einen Prediger der freien Liebe zu schelten. Aber ebensowenig natürlich ist Ibsen

[1]) VI, 201 f.

ein Verteidiger der Ehe in ihrer heutigen Form, er ſtrebt vielmehr hier wie überall nach einem neuen Ideal, und dieſem kommt die wilde Ehe inſofern näher, als ſie aus freiem Willen geſchloſſen wird und kündbar iſt. Freilich, auch ein ſolches freiwilliges Zuſammenleben bedeutet noch eine Gefahr für die Freiheit des Individuums. Denn durch den Einfluß, den bei engem Zuſammenſein der eine auf den andern ſelbſt unbewußt ausübt, hemmt er deſſen freies Wollen. Rebekka wird durch den Umgang mit Rosmer gewandelt, ſie verliert ihr „robuſtes Gewiſſen", ſie gerät in den Bann von Rosmersholm.

Selbſt die noch offenbar ganz auf dem Prinzip der Freiheit ruhende Freundſchaft ſcheint Ibſen für das Individuum nicht unbedenklich. „Freunde", ſchreibt er an Brandes 6. März 1876, „ſind ein koſtbarer Luxus; und wenn man ſein Kapital auf eine Berufung und eine Miſſion hier im Leben ſetzt, ſo hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten. Wenn man Freunde hält, ſo liegt das Koſtſpielige ja nicht darin, was man für ſie tut, ſondern was man aus Rückſicht auf ſie zu tun unterläßt. Dadurch verkrüppeln viele geiſtige Keime in einem."[1])

Aber es gilt nicht nur ſich von äußerem Zwang zu

[1]) X, 134.

befreien, auch innerlich darf sich der einzelne nicht gebunden fühlen. Auf die stolzen Worte Brands:

„Eins begehrt ein Mann allein:
Bahn frei, ganz er selbst zu sein; —
Mag er alles sonst entbehren, —
Dies Recht soll ihm keiner wehren."

folgt das Bedenken:

„Ganz er selbst! Doch das Gewicht
Ihm vererbter Schuld und Pflicht?"
(„Brand" II.) [1])

Das Problem der Willensfreiheit mußte für Ibsen eines der wichtigsten sein. Die eine Seite desselben haben wir schon bei der Darstellung der Berufsidee beleuchtet. Der einzelne wählt seinen Beruf nicht selbst, sondern dieser wird ihm mit seinem individuellen Charakter gegeben. Insofern also ist er unfrei oder, wie Ibsen es ausdrückt, „er ist frei — unter der Notwendigkeit". „Nach meiner Meinung kommt es ungefähr auf eines heraus, ob ich vom Charakter einer Person sage: ‚das liegt im Blut', oder ob ich sage: ‚er ist frei — unter der Notwendigkeit.' (Brief vom 30. Jan. 1875.)[2])

Hier aber handelt es sich nicht darum, sondern um die Frage, ob der einzelne die Möglichkeit, die Freiheit hat das ihm gesteckte Ziel zu erreichen, ob es ihm ge-

[1]) IV, 47. [2]) X, 235.

378127

geben ist die bindenden und hemmenden Mächte, die sich ihm auf seiner Bahn in den Weg stellen, zu überwinden. Ibsen fordert die Überwindung, aber er weiß, wie schwer es ist sie zu leisten. Nur dem Großen, dem Starken, dem Mutigen ist es vergönnt die Hindernisse zu überschreiten. Die meisten seiner Helden unterliegen in diesem Kampf. Rosmer wird gebeugt von der Macht der Tradition, die vererbte Pflicht lastet auf ihm, die ihm Rektor Kroll vorhält:

„Aber Du hast eine Pflicht gegenüber den Traditionen Deines Geschlechts." („Rosmersholm" II.)[1] Wenn er sich auch dagegen wehrt und wie in Verzweiflung ausruft: „Ich will nicht durchs Leben gehen mit einer Leiche auf dem Rücken" („Rosmersholm" III)[2], er muß selbst bekennen: „Aber es bleibt an einem noch immer dies oder das hängen, wovon man sich nicht emanzipieren kann." („Rosmersholm" III.)[3]

Als Feigheit erscheint es Ibsen, wenn der einzelne nicht wagt, sein eigenes Leben zu leben, sondern sich der Meinung, der Sitte, der Allgemeinheit unterwirft. Solche feige Naturen sind unter den Frauen Frau Alving in den „Gespenstern" und Hedda Gabler.

[1]) VIII, 46. [2]) VIII, 62. [3]) VIII, 78.

Frau Alving: „Ich ſtand unter dem Zwang von Pflichten und Rückſichten, deshalb belog ich meinen Jungen jahraus, jahrein.“ („Geſpenſter“ II.)[1])

Die Furcht vor dem Skandal iſt es, die Hedda Gablers heftiges Wollen bändigt, die ſie hindert ſich dem Geliebten hinzugeben, ſie aber auch nicht wagen läßt ihn niederzuſchießen.

Noch dunkler iſt das Problem der vererbten Schuld. Der erblich Belaſtete iſt nicht frei; er iſt nicht Herr über ſeinen Willen, er ſteht unter dem Zwang der geiſtigen und moraliſchen Anlagen, die vom Vater auf ihn übergegangen ſind. Denn nicht nur phyſiſch, ſondern auch geiſtig und moraliſch ſind die Kinder häufig das Ebenbild der Eltern. Oswald erbt die Sinnlichkeit des Vaters und in Regine lebt die des Kammerherrn und ihrer Mutter fort. („Geſpenſter“.) Bolette erklärt ihr eigenes energieloſes träumeriſches Weſen damit, daß ſie die Tochter Wangels iſt: „Nun, weil auch in mir kein rechter Zug iſt, wie ich glaube. Das hab' ich gewiß von Papa geerbt.“ („Frau vom Meere“ III.)[2])

Nora wird von ihrem Gatten vorgeworfen: „Die leichtſinnigen Grundſätze Deines Vaters haſt Du geerbt.“ („Nora“ II.)[3])

[1]) VII, 46. [2]) VIII, 163. [3]) VI, 362.

Ist es möglich, daß der eigene Wille durch fremden Willen geknechtet wird, gibt es Naturen, die mit besonderer Willensstärke begabt, sich das Wollen anderer dienstbar machen können, sodaß sie es lenken und bestimmen können, wie es ihnen beliebt? Dieses Problem stellt Ibsen in der „Frau vom Meere". Über Ellidas Wollen hat der „Fremde" eine unbegreifliche geheimnisvolle Macht gewonnen.

Ellida: Er sagte, ich sollt' es tun.
Wangel: Solltest? Hattest Du denn keinen eigenen Willen?
Ellida: Nicht, wenn er in der Nähe war . . . .
Wangel: Und Du bist hingegangen?
Ellida: Ja. Ich konnte nicht anders.

(„Frau vom Meere" II.)[1])

Ellida aber macht sich von diesem Bann frei, das Verantwortlichkeitsgefühl siegt über den Einfluß des Fremden, über den Zwang des Verlockenden. So hat Ibsen selbst den zuweilen übermächtig in ihm werdenden Drang nach dem Meere seiner Heimat in sich überwunden, weil er es für seinen Lebenslauf notwendig erachtete, fern von der Heimat zu schaffen. Eine solche Herrschaft über fremden Willen übt Hedda Gabler zeitweise Löwborg gegenüber aus.

[1]) VIII, 152, 153.

Löwborg: „Ach, Hedda, was war doch für eine Macht in Ihnen, die mich zwang so etwas zu gestehen.“

(„Hedda Gabler“ II.)[1])

Aber auch sie gehorcht einer unwiderstehlichen Gewalt in ihrem Innern.

Hedda: — so was kommt über mich, eh' ich mich dessen versehe. Und dann kann ich nicht widerstehen.

(„Hedda Gabler“ II.)[2])

Bei ihr ist es ein Zug zur Grausamkeit, der sie beherrscht, während über Ellida, über Klein Eyolf der lockende Zauber des Geheimnisvollen, Gefährlichen, Unheimlichen, verkörpert in der Rattenmamsell, die zwingende Macht ausübt.

In der „Frau vom Meere“ betrachtet Ibsen offenbar den Sieg, den Ellida über die geheimnisvolle Macht des Fremden erringt, als eine Befreiung, als eine Gesundung. Auch in Rosmersholm scheint Rebekka geadelt dadurch, daß sie das „wilde, unbezwingliche Gelüst“ bekämpft, dem sie vorher willenlos gehorcht hatte.

„Es war über mir gleich einem Meeressturm. — Es faßt einen und trägt einen mit fort, — so weit es tragen kann. An Widerstand ist da nicht zu denken.“ (Rebekka in „Rosmersholm“ IV.)[3])

---

[1]) VIII, 285. [2]) VIII, 272. [3]) VIII, 94.

Aber andererſeits ſcheint der Dichter doch ſolche im Banne unbezwinglicher Leidenſchaften ſtehender Menſchen zu beneiden wegen der Sicherheit ihres Handelns, wegen ihres „robuſten Gewiſſens“, weil ihnen die Qual der Entſcheidung, der Wahl erſpart iſt, weil ſie nicht an dem Widerſpruch zwiſchen Denken und Wollen kranken, an dem er ſelbſt ſo ſchwer zu leiden hat.

Eine den Willen des Menschen übermächtig beherrschende Macht ist für Ibsen vor allem die Liebe. Der Mensch liebt nicht aus freier Wahl, sondern die Liebe kommt über ihn, und man weiß nicht, von wannen sie kommt. Sie beugt und zwingt den Menschen unter ihre Gewalt, sie macht ihn willenlos. Er liebt nicht, weil er will, sondern weil er muß, weil er nicht anders kann.

Hilde: Ach Gott, das steht doch nicht bei einem selbst, wen man lieben kann. („Baumeister Solneß" II.)[1]

Der Fremde zu Ellida: Wenn ich so unerschütterlich an dir festhalte, so geschieht es, weil ich nicht anders kann. („Frau vom Meere" V.)[2]

Der Liebende handelt unbewußt, ohne zu reflektieren, triebartig, er folgt der inneren Stimme. Frau Elvsted verläßt das Haus ihres Mannes, um dem Geliebten zu folgen, ohne an die Folgen überhaupt nur zu denken. Sie konnte nicht anders, sie mußte es tun. Es gab für sie keine Wahl.

[1]) VIII, 405. [2]) VIII, 219.

„Denn ich habe nichts anderes getan, als was ich tun mußte.“

„Ich weiß nur, ich muß da leben, wo Eylert Løvborg lebt. — Wenn ich überhaupt leben ſoll.“ („Hedda Gabler“ I.)[1])

Ibſens Auffaſſung der Liebe iſt eine romantiſche, die Liebe iſt ihm eine Zaubergewalt, ſie kommt aus dem Reiche des Unbewußten, der Verſtand kann ſie nicht begreifen, der Wille nicht über ſie gebieten, und darum — das iſt eben das Romantiſche — erſcheint ſie ihm als etwas Heiliges.

Alfhild: Zauberei nennſt du jene ſeltſame Macht, die Olaf zu mir herzog. Vielleicht haſt du recht; aber dieſe Zauberei iſt kein Werk des Böſen. („Olaf Liljekrans“ III,8.)

Furia: Er ſah mich. Eine dunkle Zaubermacht, ein innerer Einklang zog uns zueinander. („Catilina“ I.)[2])

Höhere, dunkle, unbekannte Mächte ſind es, die den Bund der Liebe ſchließen. Die Liebe iſt ein Fatum.

Frau Wilton: — über dem Menſchenleben walten Mächte, die zweien Menſchen gebieten, ihren Lebensweg untrennbar — und rückſichtslos zu vereinen. („Gabriel Borkmann“ III.)[3])

Es iſt dieſelbe hohe Auffaſſung der Liebe, wie ſie in den Wagnerſchen Muſikdramen, namentlich in „Triſtan und Iſolde“ lebt. Mit magiſcher Kraft, unwiderſtehlich

[1]) VIII, 255. [2]) I, 500.

wirkend, rätselvollen Ursprungs, wacht plötzlich die Liebe in den Herzen der Menschen auf, wo sie schon lange im Geheimen geschlummert hat.

Weil aber die Liebe etwas Geheimnisvolles, Heiliges ist, darum ist die „Mordung des Liebeslebens" in einem Menschen ein so großes Verbrechen. Es ist die Schuld, die Bernick, Allmers, Gabriel Borkmann, Rubek auf sich geladen haben und die sie aufs schwerste zu büßen haben.

Diese große, heilige Liebe, die zu mißachten ein Frevel ist, ist aber nicht die sinnliche, die erotische, die „animalische" Liebe, es ist vielmehr die entsagende, opferbringende Liebe. Die Liebe, die nur dem Sinnengenuß ihren Ursprung verdankt, erscheint Ibsen verwerflich; denn sie ist brutal, egoistisch, genußsüchtig. Sie sieht im Geliebten nur ein Genußmittel, sie übersieht in ihm die Individualität. Sie will alleinigen Besitz, sie ist eifersüchtig aus Egoismus. Solche sinnlich-egoistische Liebe ist es, die Helmer für Nora hegt. Diese sagt selbst naiv von ihrem Gatten: „Torvald hat mich so unbeschreiblich lieb, und deshalb will er mich ganz allein für sich haben, wie er sagt. — In der ersten Zeit wurde er fast eifersüchtig, wenn ich meiner Lieben zu Hause auch nur erwähnte." („Nora" II.)[1] Welches

[1]) VI, 320.

der Ursprung dieser selbstsüchtigen Liebe ist, zeigt sich im dritten Akt. Als Helmer seine Frau tanzen sieht, da regt sich in ihm die Sinnlichkeit, und das ist der Grund, daß er sie gegen ihren Willen so früh aus der Gesellschaft nach Hause führt. Bezeichnenderweise sieht er darin gar nichts Niedriges oder Beschämendes, sondern bekennt es seiner Frau in der Hoffnung ihr zu schmeicheln: „Als ich dich in der Tarantella so verführerisch tollen sah — da kochte mein Blut; ich hielt es nicht mehr aus — und deshalb führte ich dich so früh nach Haus.“ („Nora“ III.)[1]) Daß ein Helmer nie das „Wunderbare“ tun und die Schuld seiner Frau in aufopfernder Liebe auf sich nehmen wird, weiß der Zuschauer längst, bevor Nora, der Kindlichen, Weltfremden diese schmerzliche Einsicht wird. Erst die Katastrophe offenbart ihr die Brutalität der Liebe ihres Gatten.

Die sinnlich-selbstsüchtige Liebe ist es, die Rebekka West dazu treibt, an Beate zur Verbrecherin zu werden. Sie will Rosmer *besitzen* und sie will ihn *allein* besitzen. Darum entsteht in ihr der Wunsch die Nebenbuhlerin zu beseitigen. In „Klein Eyolf“ wird die sinnliche Liebe zum Verhängnis. Weil die Gatten nur an

[1]) VI, 356.

sich, nur an die Befriedigung ihrer Lust denken, wird Klein Eyolf zum Krüppel, und weil er ein Krüppel ist, findet er den Tod im Wasser.

Jene andere, die heilige, entsagende opferbringende Liebe, sie hat Ibsen in einer ganzen Reihe seiner Frauengestalten dargestellt, vor allen in Agnes („Brand") und Beate („Rosmersholm"). Sie können alle von sich sagen wie Hjördis zu Sigurd:

„Meine Liebe ist nicht sinnlich, wie die weiblicher Weiber. Wär' ich ein Mann — bei allen Mächten! ich könnte dich just so lieben wie ich es jetzt tue."[1]) Sie suchen nicht sinnlichen Genuß, sie wollen vielmehr das Beste für den Geliebten, sie wollen mit ihm leben in seinen Gedanken, Gefühlen und Taten. Sie wollen ihn fördern in dem, was ihm das Höchste, wozu er berufen ist, und sie sind zu jedem Opfer bereit, sogar zum Opfer ihrer selbst (Beate), wenn es gilt dem Geliebten ein Hindernis aus der Bahn zu räumen.

Das höchste Maß von Liebe kann in Ibsens Weltanschauung eben nur darin bestehen, dem Nächsten zu helfen sich selbst treu zu sein.

[1]) III, 61.

NOV - 9 1921